

Metallarbeiter-Zeitung

Wochenblatt des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes

Bezugspreis: Monatlich 1 Mark, Einzelnummer 25 Pfennig
Postkonto: Bank der Arbeiter, Angestellten und Beamten, A.-G.,
Berlin S. 14. - Postfachkonto Stuttgart Nr. 6804

Verantwortlicher Schriftleiter: Fritz Kummer
Schriftleitung und Verlagsstelle: Stuttgart, Adlestraße 16
Fernsprecher S.-N. 628 41

Erscheint wöchentlich am Samstag
Eingetragen in die Reichspostzeitungsliste
Schriftsätze ohne Freiumschlag werden nicht zurückgeandt

Der Arbeiterschaft heiliger Tag



Der 1. Mai Kampf- und Kulturtag

Als vor vierzig Jahren die neuerstandene Internationale den 1. Mai zum Weltfeiertag des internationalen Proletariats erklärte, geschah es in dem Glauben, dadurch die Kraft der noch jungen und schwachen Arbeiterorganisationen zu heben. Die Arbeiter sollten sich in friedlichem Aufmarsch die Straße erobern, sollten sich zählen und die Macht ihrer Zahl fühlen, sollten wissen, daß zur gleichen Stunde über alle nationalen Grenzen hinweg auch die Arbeiter und Arbeiterinnen der anderen Länder in solidarischer Verbundenheit dem gleichen Ziele dienten. Auftreten gegen den Klassengegner, Kundgebung der eigenen Klassenstärke: das war der Sinn der Kundgebungen des 1. Mai, und so ist es bis zum heutigen Tage geblieben.

Dieser Kampf- und Kulturtag des Weltproletariats war aber zugleich dem Bekenntnis zu zwei besonderen Zielen der Arbeiterbewegung gewidmet: der Erhaltung des Friedens und der Erringung des Achtstundentages. Diese beiden Forderungen waren nicht nur deshalb gewählt, weil sie in besonderem Maße internationalen Charakter tragen und der Arbeiterschaft vieler Länder gemeinsam sind, sondern es sprach dabei noch ein anderer Grund mit. Der 1. Mai sollte den Anspruch des Arbeiters auf Lebensfreude bekunden, sein Recht auf Anteil an dem, was Natur und Kultur für alle Menschen geschaffen haben. Für diese Anteilnahme ist erste Voraussetzung die Erfüllung dieser beiden Forderungen: des Völkerfriedens und des kurzen Arbeitstages, denn im Kriege und bei schrankenloser Ausbeutung der Arbeitenden gibt es das nicht, was den Namen Kultur verdient. So sind die Kundgebungen des 1. Mai Kulturkundgebungen im wahrsten Sinne des Wortes.

Wir wissen, daß das Sein das Bewußtsein bestimmt, und nicht nur das Bewußtsein, sondern auch das Fühlen, Empfinden und Wollen der Menschen. Des-

halb gilt unser Kampf dem Ziel, ein anderes Sein, andere wirtschaftliche, soziale und gesellschaftliche Zustände zu erringen, um dadurch erst die Grundlage für eine wahre Kultur zu schaffen. So bleibt auch heute, und gerade heute in einer Zeit der Kriegsgefahr und der internationalen Sozialreaktion, der 1. Mai zunächst und vor allem ein Kampftag. Aber indem er zugleich Kulturtag des Proletariats ist, erinnert er uns daran, daß wir Kultur nicht nur zu fordern, sondern im Rahmen des heute Möglichen schon zu verwirklichen haben. Wir wissen, daß das in der kapitalistischen Gesellschaft nur Anfänge, unvollkommene Ansätze sein können; aber wir wissen auch, daß dieses Anfangen notwendig ist und zu den Voraussetzungen der Verwirklichung des Sozialismus gehört. Bewußt sind „neue Menschen“ in einer alten Gesellschaft eine theoretische Unmöglichkeit, aber ebenso sicher ist, daß sich mit „alten Menschen“ keine neue Welt schaffen läßt. Man muß den logischen Widerspruch der Theorie beiseite lassen und mit der Praxis anfangen, und zwar, so schwer es ist, an allen Enden zugleich.

Auf keinem Gebiet ist dieses Beginnen, dieser Ausbruch zum Sozialismus, wie es Gustav Landauer nannte, so schwierig wie im Felde des rein Menschlichen. Nirgends zeigt sich so wie hier die Abhängigkeit des Menschen von seiner Umwelt, die Beeinflussung der Beherrschten durch die Herrschenden. Und doch müssen wir von Grund auf umtrempeln, ihn erst aufnahmebereit machen für die neue Kultur, die Gemeinschaftskultur, die wir ihm bringen wollen, nein, die er selbst mit schaffen soll. So beginnt alle sozialistische Kulturverwirklichung mit einer Erneuerung der Erziehung, der Erziehung der Heranwachsenden und der Selbst-

erziehung der Arbeiter. In der Schule hebt diese Arbeit an (an vielen Stellen hat sie schon erfolgreich begonnen), aber die Eltern dürfen ihr nicht fernstehen. Alle proletarischen Eltern müssen erkennen, daß es bei der „neuen Schule“ nicht um eine Schulmeisterfrage geht, sondern um eine große Sache, um unsere große Sache, um ein Stück Vorbereitung für den Sozialismus. Wo die Schule vom Gemeinschaftsleben erfüllt ist, wo die Arbeit und das Studium der menschlichen Gesellschaft im Mittelpunkt ihrer Tätigkeit stehen, da wird Neues, das dringend unserer Unterstützung bedarf: unserer politischen Unterstützung, aber auch unserer idealen und ganz praktischen, indem wir in gleichem Sinne zu wirken versuchen. Wo? In unserer persönlichen Lebensgestaltung, im Leben der Familie, in der Erziehung unserer Kinder. Es gibt sehr viel zu tun.

Das menschliche Leben ist ein Gewirr vieler Wechselwirkungen. Es gibt keine wahre Gemeinschaft ohne Gemeinschaftsmenschen, aber es werden auch keine Gemeinschaftsmenschen entstehen außer durch eine wahre Gemeinschaft. Was ist zuerst da, was muß zuerst geschaffen werden? Theoretisch bleibt ein logischer Widerspruch, aber in der Praxis muß man eben an beiden Seiten zugleich anfangen. So dürfen wir uns nicht damit begnügen, in der Schule, in der Familie, an uns selbst neue Erziehung zu üben, sondern wir müssen auch sogleich versuchen, aus unseren Organisationen Gemeinschaften zu machen und all unseren Veranstaltungen einen Kulturinhalt zu geben. Die Bewegung muß sich erfüllen mit mehr Sachlichkeit und mehr Kameradschaftlichkeit, den Merkmalen neuer Kultur, werdender Gemeinschaft. Unsere Versammlungen müssen unter dem Stern dieser Zweieinigkeit stehen, wenn wir nicht nur formale,

sondern auch inhaltliche Versammlungskultur schaffen wollen. Unsere Presse muß diesen Geist annehmen. Unsere Feste müssen Gestaltungen dieses neuen Gemeinschaftslebens und -wollens werden, um es damit rückwirkend wiederum zu verstärken. Unsere Kunst muß versuchen, diesem Neuen Ausdruck zu verleihen.

All dieses Streben ist in höchstem Maße politisch: weil es Vorbereitung ist für die Aufgaben, die wir einst — und vielleicht gar nicht in so entfernter Zeit — zu erfüllen haben und die durchaus nicht nur sachliche, sondern sehr stark auch rein „menschliche“ Fähigkeiten erfordern. Es werden dann nicht mit einem Schläge die Menschen da sein, die wir brauchen, sondern sie müssen schon heute entstehen und sich heute, gerade heute in dieser schwierigen Umwelt bewähren. Zugleich aber wird von solchen „neuen Menschen“ und den Ansätzen neuer Gemeinschaftskultur und neuen Gemeinschaftslebens eine Werbekraft für unsere Ideen ausgehen wie von keinem Wort, keinem Aufruf, keiner politischen Aktion.

Selbstverständlich verliert dadurch der politische Kampf nicht im mindesten an Bedeutung. Wir können und wollen nicht etwa für farbige Oasen schaffen, in denen sie sich, vor der rauhen Wirklichkeit geborgen, mit Alkoholabstinenz, Seelenschau oder Sexualreform befriedigen. Kampf für neue Wirtschaft, neue Gesellschaft, neue Kultur — und zugleich, mitten im Kampf, Verwirklichung neuer Kultur im weitesten Sinne: das ist die Lösung. Der 1. Mai, Kampftag und Kulturtag, soll uns an unsere umfassenden Pflichten mahnen, an die Aufgabe, in uns und um uns Kultur zu schaffen, soweit es unsere Kräfte und der Widerstand der kapitalistischen Gesellschaft irgend erlauben.

Übertriebene Lohnforderungen?

Sehr viel wird gegenwärtig wieder einmal geredet und geschrieben über die Frage, ob Lohnhöhlungen „tragbar“ sind. Und wieder zeigt sich dabei jene Einheitsfront der bürgerlichen Presse und der bürgerlichen Parteien, auf die wir jedesmal stoßen, wenn es sich um wirklich lebenswichtige Fragen für die Arbeiterschaft handelt. Von ganz rechts bis ganz links sind sie sich darüber einig, daß „übertriebene“ Lohnforderungen abgelehrt werden müssen. Aber was gilt denn als Maßstab dafür, ob eine Lohnforderung „übertrieben“, ob sie „tragbar“ ist oder nicht? Einzig und allein die sogenannte Rentabilität, das heißt der Vorteil des Kapitals! Der sagen wir, die Rücksicht auf das Kapital, damit nicht gar bejahte Gemüter den Einwand erheben, es sei ja gerade das Fehlen der Rentabilität, welche eine Lohnhöhung verbiete.

Nun ist es schon eigentümlich und von der Arbeiterpresse gebührend hervorgehoben, daß die Großunternehmer des Ruhrbergbaus gerade jetzt wieder einmal die Frage der Rentabilität ihrer Betriebe sorgfältig umgehen: über die Überschüsse, die der Bergbau abwirft, machen sie keine genügenden Angaben, so daß man das nicht nachprüfen kann. Auch Herr Vorhauer von der Eisenbahn hat sich damit begnügt, zu behaupten, daß der von ihm geleitete Betrieb nicht Geld genug habe für Lohnhöhung. Ihm hat der Eisenbahnerverband bereits geantwortet, daß die ganze Mehrforderung für 330 000 Arbeiter 65 bis höchstens 77 Millionen Mark jährlich ausmacht, und daß man die fast ganz hereinholen kann durch Streichung der Bestehungszulage für leitende Beamte (45 Millionen) und der Streikversicherungsbeiträge des angehenden Bahnführers (20 Millionen). Es ist nachdrücklich sehr bezeichnend, daß die Bahnerverwaltung für solche Dinge ohne weiteres 65 Millionen Mark bereit hat, für die Lebensbedürfnisse der Arbeiter aber „kein Geld“.

Darüber hinaus jedoch wird die Arbeiterschaft nachdrücklichen Einwand dagegen erheben, daß überhaupt nur die Lage des Kapitals in Rücksicht gezogen wird, nicht aber die Lage der Arbeiter. Denn mindestens die linksstehende Presse gibt unumwunden zu, daß die Arbeiter von ihren jetzigen Löhnen nicht leben können. Ja, wenn man genau zuseht, geben das sogar die beteiligten Unternehmer selbst zu. Nach den eigenen Angaben des Bergarbeitervereins verdient ein Hammer (bekanntlich der bestbezahlte Bergarbeiter) jetzt monatlich 241 M. Nach dem amtlichen Lebenshaltungsmittelindex unangerechnet sind das etwa 155 M. Aber wir wissen, daß der amtliche Index falsch ist. Ich erinnere an die (von mir bereits in Nr. 15 der Metallarbeiter-Ztg. erwähnten) Darlegungen der gut bürgerlichen Sozialisten Zg. Es ist mir den richtigen Index nur mit 200 an, was wahrscheinlich auch noch zu niedrig ist, dann können die Hammer mit ihren 241 M. nur so viel kaufen wie 1913 mit 120 M. Das heißt: die bestbezahlten Arbeiter des Bergbaus des Reiches kriegen nicht so viel, wie sie zum notdürftigsten Lebensunterhalt brauchen! Denn dazu waren, laut amtlicher Angabe, 1913 mindestens 125 M. erforderlich. Der Durchschnittslohn sämtlicher Bergarbeiter aber beträgt gegenwärtig — wiederum laut der Mitteilungen des Unternehmervereins — nur 211 M., das sind 105 M. von 1913. Es fehlt ein volles Fünftel an Notwendigen. Ganz ebenso bei den Eisenbahnern. Oder vielmehr noch schlimmer. Unübersehbar ist hier die Lage die Rücksicht durch alle Zeitungen gegangen, daß Tausende von tüchtigen und erfahrenen Arbeitern der Reichsbahn nur ein Nettobehalt von 22 M. die Woche haben. Das sind im Monat knapp 100 M., nach der Kaufkraft von 1913 nur 50 M., noch nicht einmal halb so viel, wie sie brauchen!

Sich fragen: was soll eigentlich solcher Lauscher das Gerede über „Tragbarkeit“ von Lohnforderungen? Geht es selbst den Fall, alles, was die Unternehmer darüber sagen, ist richtig. Das würde denn also bedeuten, daß wirklich gar kein Kapitalprofiel mehr übrig bliebe, höchstens noch etwas drangeschafft werden müßte, was in der Zeit im Kapitalismus kein Unternehmen betreiben kann. Dann würde das nur beweisen, daß es unmöglich ist, so weiterzuwirtschaften. Es mag ja durchaus den bürgerlichen Stillstandsgelehrten entfallen, daß die Unternehmer und ihre Presse verlangen, die Arbeiter sollen schrittweise verzichten, damit die Betriebe weiterbetrieben können. Aufopferung ist bekanntlich stets dann eine herrliche Tugend, wenn andere sie leisten sollen. Ich will aber die Selbstsücht einer solchen Forderung gar kein Wort sagen. Ich frage: auf die Dauer würde ja auch das nicht reichen. Es wäre nur eine Frage, die Arbeiter glatt verhungert sind, und dann muß a ebenfalls aufhören. Folglich, selbst wenn die Arbeiter hätten, so wäre daraus nur ein allerschlimmste mit der Kapitalisten gemacht werden muß, weil da

die Arbeiter, sondern auf die Dauer die ganze Wirtschaft zugrunde geht.

Nun haben sich, um ihre Selbstsucht zu verhüllen, die Unternehmer mit samt ihrer „Wissenschaft“ neuerdings eine Lehre zurechtgemacht, die den Anschein erwecken soll, als ob die Rücksicht auf die Arbeiter sie treibe, die Löhne zu drücken. Der Satz an sich ist natürlich nicht neu, aber eine neue Begründung haben sie erfunden. Die lautet so: die riesige Arbeitslosigkeit kommt daher, weil die Unternehmer die hohen Löhne nicht zahlen können. Übersteuerte Arbeitskräfte werden gezwungenermaßen freigesetzt,“ schreibt zum Beispiel der „Wirtschaftsdienst“ am 5. April. Die Folge einer „mechanischen Lohnheraufsetzung“ würde demnach eine noch stärkere Vermehrung der Arbeitslosigkeit sein.

Hier kann man einmal sehen, wie eine vorgefaßte Meinung das Denken trübt. Ich halte es für ganz ausgeschlossen, daß die Personen, welche den „Wirtschaftsdienst“ schreiben, ihre Ansichten aus irgendwelchen unächlichen Gründen ändern. Aber geändert haben sie sie. In wiederholten Malen hat dieselbe Zeitschrift früher ganz richtig vorgelegt, daß die Arbeitslosigkeit aus der Rationalisierung entspringt, das heißt aus der Tatsache, daß durch fließendes Band und andern immer weniger Arbeitskräfte zur Erzielung des gleichen und sogar eines größeren Produkts gebraucht werden. Aber sie haben freilich das allgemeine bürgerliche Vorurteil geteilt, daß die Rationalisierung nur vorübergehende Arbeitslose schafft, später durch Verbilligung der Waren sogar vermehrte Arbeitsgelegenheit biete. Haben sie sich inzwischen überzeugt, daß das nicht zutrifft? Jedenfalls ist klar: wenn die steigende Produktivität fortgesetzt neue Arbeiter auf den Plan wirft, dann ist nicht „hoher“ Lohn die Ursache der massenhaften Arbeitslosigkeit, sondern umgekehrt niedriger Lohn ist deren Folge. Offenbar kriegen die besten Köpfe der bürgerlichen Wissenschaft allmählich eine Ahnung davon und ein Grauen davor, wie der Kapitalismus im Begriff ist, uns alle zugrunde zu richten. Aber bis zur klaren Einsicht des wahren Zusammenhangs langt nicht — denn es auch nicht langen, wo die solide Grundlage marxistischer Erkenntnis fehlt. Und so tritt an Stelle des Gestammelns über nur vorübergehende Wirkungen der Rationalisierung das Gestammel von „übersteuerten“ Arbeitslosen. In einer Zeit, wo unheimliche Mengen der noch Beschäftigten bei weitem nicht so viel haben, wie der heischendste Lebensunterhalt kostet.

Was der Militarismus kostet

Sie haben nicht nur einen Militäretat von 700 Millionen Mark, von dem kein Mensch weiß, was eigentlich damit gemacht wird, denn der Sparminister Emswisch darf nicht durch die Türen der heiligen Behrenministeriumsräume. Sie haben auch eine Reihe von Militärausgaben in anderen Posten des Etats, in Geheimfonds usw.

Sie haben nicht nur die jetzige „Behrmacht“ zu bezahlen und zu befehlen, sondern auch die alte Behrmacht aus der Friedens- und Kriegszeit. Da steht im Etat unter „Versorgungsgebühren für frühere Angehörige der Behrmacht“:

ehemalige Behrmacht . . .	784 311 720 M.
neue Behrmacht . . .	2 086 760 M.
Versorgungsgebühren für Hinterbliebene der früheren Angehörigen der Behrmacht:	
ehemalige Behrmacht . . .	714 120 240 M.
neue Behrmacht . . .	2 086 760 M.

Sie haben also nicht nur die 100 000 Mann Reichswehr, die Reichsmarine, die Schutzpolizei mit 150 000 Mann zu bezahlen und zu unterhalten (die Schutzpolizei steht unter Statistiken des Innenministeriums), sondern vor allem noch den ganzen Offiziersstand von Anno dazumal. Die heutige Republik hat Beamten usw. zu zahlen an 1474 Generale, 1677 Obersten, 1707 Oberstleutnants, 5959 Majore, 7796 Hauptleute, 3037 Oberleutnants, 2071 Leutnants, dazu noch 5000 Feldwebellieutenants und Offiziersdienstmänner. Im ganzen hat also die deutsche Republik 29 995 frühere Offiziere zu bezahlen, und zwar braucht das Reich dafür jährlich 130 119 870 M.

Man muß beachten, daß die Gesamtausgaben aller Ruhegehälter nur 250 Millionen betragen; davon bekommen allein die Offiziere über 130 Millionen, also mehr als die Hälfte aller Ruhegehaltsgehälter. Während wir in der Reichswehr 4000 Offiziere bezahlen müssen, haben wir außer der Reichswehr noch die vierfache Zahl an Offizieren aus dem alten Sect zu füttern. Braucht man sich da zu wundern, wenn der

Stahlhelm und die Gitterverbände gutbezahlte Agitatoren haben, die das republikanische Volk bezahlt? Wird man beim Sparen und beim Geschrei wegen der Reparationszahlungen hier davon gehen und sparen, wo wirklich gepart werden kann? Oder soll das Heer der Bauern, Arbeiter, Handwerker nur dazu da sein, für dieses andere Heer zu schuften und sich dann dafür mit Pfändern bei Regimentsfesten durch die Straßen zerren zu lassen?

Wie sich der Klassenkampf der Unternehmer auswirkte

Das Jahr 1928 war ein Jahr des schroffsten Massenkampfes von oben. Dies kommt besonders in den Zahlen der verlorenen Arbeitstage durch Aussperrungen zum Ausdruck. Nach einem Bericht des Reichsarbeitsministeriums war in den verfloßenen Jahren folgender Ausfall an Arbeitstagen durch Arbeitskämpfe zu verzeichnen.

Jahr	Streik	Verlorene Arbeitstage durch Aussperrung	Zusammen
1924 . . .	18 198 470	22 663 111	35 861 581
1925 . . .	11 259 064	5 845 933	17 104 997
1926 . . .	891 606	518 269	1 409 875
1927 . . .	2 872 809	3 193 141	6 065 950
1928 . . .	8 332 383	7 118 095	10 450 478
Zusammen	81 554 332	39 273 549	70 827 881

Im verfloßenen Jahre gingen rund 10 1/2 Millionen Arbeitstage durch Arbeitskämpfe verloren. Das ist eine gewaltige Steigerung gegen die letzten zwei Jahre. An Zahl der verlorenen Arbeitstage sind die beiden Jahre 1924 und 1925 noch verlustreicher. Nach der Stabilisierung handelte es sich darum, die äußerst niedrigen Löhne auf eine einigermaßen vertretbare Höhe zu bringen. Deshalb die große Zahl von Bewegungen mit Arbeitskämpfen. Die Zahl der verlorenen Arbeitstage durch Aussperrungen war im verfloßenen Jahre doppelt so hoch als diejenige, welche durch Streiks verursacht war. Wir haben die gesamten Biffern der Verluste an Arbeitstagen in dem Jahrbuch von 1924 bis 1928 zusammengestellt. Man muß dabei festhalten, daß auch in den fünf Jahren zusammengenommen die Zahl der verlorenen Arbeitstage durch Aussperrungen wesentlich höher war als diejenige durch Streiks. Das ist die Auswirkung des Klassenkampfes, wie ihn das Unternehmertum führt. Welche Werte sind durch ihn verloren gegangen! Aus den volkswirtschaftlichen Verlusten hätte die geforderte Lohnhöhung vielleicht jahrelang gezahlt werden können. Die Aussperrung in der rheinisch-westfälischen Schmirindustrie hat einen Gesamtverlust von 6,7 Millionen Arbeitstagen verursacht. Man beachte, daß sich dieser Kampf gegen eine Maßnahme der Reichsregierung richtete.

Die Sozialisierung der Verluste

In dem erbitterten Kampf, den die Privatwirtschaft wegen der allzu hohen Staatsausgaben führt, fällt kein Wort über die hohen Ausgaben, die das Reich in Form von Geldspenden an verschiedene Produktionswege und Unternehmen verteilt. Diese Geldspenden fließen in direkten Geldausgaben, billigen langfristigen Krediten oder in Übernahme von Bürgschaften beiseite, in jedem Fall belassen sie die Reichsfinanzen in außerordentlicher Weise. Wie in der Zeitschrift Magazin der Wirtschaft ausgeführt wird, betragen (nicht gerechnet die großen direkten Beihilfen) allein die billigen und langfristigen Reichskredite im Jahre 1928 nicht weniger als 1148 Millionen Mark. Die Rückzahlungsbeträge sind demgegenüber äußerst gering: im ordentlichen Haushalt machen sie etwa 40 Millionen Mark aus, im außerordentlichen Haushalt noch weniger. Hinzu kommen Bürgschaften des Reiches mit einem Risiko von 513 Millionen Mark. Wenn auch in den erwähnten Summen Kredite für werkschaffende Arbeitslosen- und Wohnungsfürsorge enthalten sind, so setzen sie die Kommunen und andere öffentliche Stellen in die Lage, umfangreiche Aufträge an die Privatwirtschaft zu erteilen. Die Landwirtschaft, die Privatindustrie und das Verkehrsgewerbe sind letzten Endes überhaupt die Nutznießer des Milliardenbetrags, heißt es in der erwähnten Zeitschrift, den das Reich auf diese Weise als Garant ausgeschrieben hat; auffällig ist nur, daß sich noch niemals ein wirtschaftlicher Verband gegen diese Formen der Subventionierung der privaten Wirtschaft gewandt hat, obwohl man auch in ihr ein Stück „latenter Sozialisierung“ sehen kann; allerdings meist nur eine Sozialisierung der Verluste.“

Die Deutschlandmüden

Vom April 1919 bis Ende März 1928 sind insgesamt 493 350 Deutsche nach Übersee ausgewandert. Zu diesen treten noch etwa 250 000 Auswanderer, die über die sogenannte trodene Grenze ihren Weg nahmen. In dem Zeitraum von 1904 bis 1913 verließen im Jahresdurchschnitt nur 25 620 Deutsche ihr Land. Die Nachkriegszahlen liegen also wesentlich höher als im letzten Jahrzehnt vor dem Kriege. Sie liegen ungefähr mit denen gleich, die in dem Zeitraum von 1891 bis 1900 erreicht wurden. Übertrieben wird diese Zahl nur von den Jahrzehnten 1871 bis 1880 und 1881 bis 1890. In den ersten Jahren nach dem Kriege wanderten nur wenig Personen aus. Eine größere Zahl (24 135) wurde 1921 erreicht. 1922 stieg diese Zahl auf 36 627 und das Inflationsjahr 1923 übertraf mit 115 416 Auswanderern nach Übersee alle vorhergegangenen Jahre. Dann dämmte die Festigkeit der Währung die Auswanderung wieder ein, die aber immer noch recht ansehnlich blieb und 1924 rund 58 000, 1925 63 000, 1926 65 000, 1927 61 000 und 1928 57 000 nach Übersee ausmachte.

Eine große Anzahl von Deutschlandmüden wandert jährlich aus. Wir wollen den Vorteil der Wanderungsbewegung sicher nicht verkennen; aber wenn der Lebensstand hierzulande höher wäre, dann würden um so weniger Leute Veranlassung haben, dem Land ihrer Geburt den Rücken zu kehren. Es sind nicht die schlechtesten, die in anderen Ländern ihr Brot suchen.

Starke Verminderung der Arbeitslosigkeit

Nach den Berichten der Landesarbeitsämter ist die Arbeitslosigkeit im Monat März sehr stark zurückgegangen; in der zweiten Hälfte um mehr als 400 000. Auch die Statistik des ADGB stellt eine Verminderung der Vollerwerbstätigen unter den Gewerkschaftsmitgliedern von etwa 25 v. H. fest. Die Saisongruppe zeigt einen Rückgang von über 30 v. H. Auch die Konjunkturgruppe hat einen geringen Rückgang zu verzeichnen. Der Monat April bringt noch eine weitere Besserung.

Aus dem Inhalt

Der Arbeiterschaft heiliger Tag — Der 1. Mai Kampf- und Kulturtag	129
Übertriebene Lohnforderungen? — Was der Militarismus kostet	130
Elektrische Unfälle und ihre Verhütung — Reinigung von Luft und Rauchgasen durch Elektrofilter	131
Das Fest der Arbeit — Das Heim als Bildungsstätte — Licht und Schatten	132
Zum 1. Mai — Maiglück — Fabrikfrühling — Ein Buch der Freiheit	133
Wir müssen dabei sein! — Ergebnisse der Verbandstätigkeit — Die Betriebsrätewahlen in Nordwest	134
Wenn die Arbeiter nur wüssten . . .! — Das Land ohne Kinder — Die internationale Teuerung	135

Technik und Werkstatt

Elektrische Unfälle und ihre Verhütung

50 000 Unfälle sind in einem Jahre der Berufsgenossenschaft der Elektrotechnik gemeldet worden. Hunderte von Toten und Schwerverletzten sind durch elektrische Unfälle zu verzeichnen. Leider muß festgestellt werden, daß annähernd drei Viertel aller durch den elektrischen Strom entstandener Unfälle Leichtsinngigkeit, Fahrlässigkeit, Nichtbeachtung erlassener Betriebsvorschriften, aber auch mangelnde Unterweisung und unzulängliche Beaufsichtigung ihre Entstehung verdanken. Angesichts dieser Tatsache erwächst besonders den Aufsichtspersonen, Betriebsleitern oder Meistern die Pflicht, mit dem Einverständnis der ganzen Autorität auf Befolgung der Sicherheitsmaßnahmen zu achten und zur Unfallverhütung mit allen zu Gebote stehenden Mitteln beizutragen. Die Gesundheit und das Leben unserer Arbeiter sind ein kostbares Gut, das nicht durch Leichtsinngigkeit oder Fahrlässigkeit aufs Spiel gesetzt werden darf. Personen, denen der nötige Ernst bei der Verrichtung ihrer Tätigkeit fehlt und die dadurch sich und andere Arbeitskollegen in Gefahr bringen, dürfen nicht geschont werden.

Von verschiedenen Aufsichtsbehörden wird immer wieder darüber Klage geführt, daß bei den vorgeschriebenen Kontrollen festgestellt wurde, daß Elektromonteur mit dem ihnen zur Verfügung gestellten Gerüstzeug und den Leitern nicht sorgfältig umgehen. Gebrochene Leiterstrosen werden oft mit Kupferdraht zusammengebunden oder auch durch Draht ersetzt. So kommt es, daß unbrauchbare Leitern und schadhafte Sicherheitsgürtel, wie solche für Hochspannungsmontagen und dergleichen verwendet werden, sehr häufig anzutreffen sind. Sicherheitsgürtel werden vielfach überhaupt nicht angelegt oder sind in einem unzulänglichen, schadhaften Zustande. Es sollten nur solche Sicherheitsgürtel angeschafft werden, die mit durchgenähten Lederriemen versehen sind. Ferner muß immer wieder darauf hingewiesen werden, daß auch am Montageort geliebene Leitern auf ihre Beschaffenheit und Zuverlässigkeit vor der Benutzung zu prüfen sind.

Ein Beispiel für die eingangs erwähnte Gleichgültigkeit zeigt folgender tödlich verlaufene Fall: Der Aufstellungs-ort des Hochspannungsmastes befand sich ganz in der Nähe der Montagewerkstatt, in der alle erforderlichen Hilfsmittel zum Abstützen vorhanden waren, die ohne große Mühe an den Mast herangebracht werden könnten. Außerdem war bezeichnenderweise in der Werkstatt ein Unfallbild ausgehängt, auf dem die Notwendigkeit des Abstützens, bevor der Draht gelöst wird, zur Darstellung gekommen war. Trotz alledem wurde der Mast vor dem Lösen der Zugdrähte nicht abgestützt. Er fiel um, verletzte den am Gurt hängenden Elektromonteur tödlich und einen zweiten, der daneben stand, schwer. Auf die Frage an den Überlebenden, weshalb die vorgeschriebenen Stützen nicht benutzt wurden, erklärte er, daran hätte er nicht gedacht!

Vielfach führt auch falsche Überlegung oder, richtiger gesagt, Denkschwäche zu gefährlichem Handeln. So äußerte ein Elektromonteur in einem Strafprozeß, in dem es sich um einen tödlichen Unfall bei Niederspannung handelte: Man könne eine Leitung auf Spannung auch ohne Probierlampe mit Sicherheit prüfen. Zu diesem Zweck bringt man den Handrücken an die Drähte und verspürt, wenn diese unter Spannung stehen, einen Schlag, wobei aber die Hand abgestoßen und nicht angezogen wird. Auf diese Weise könne der Schlag auch niemals tödlich wirken. Der Verunglückte habe jedoch anscheinend die Leitung mit der Handfläche angefaßt, weshalb er angezogen wurde. Dieser Monteur hat zweifellos eine an sich richtige Beobachtung aus Mangel an Kenntnissen oder sachlicher Aufklärung von seinen Vorgesetzten falsch gedeutet.

Daß mangelhafte Beachtung der Vorsichtsmaßnahmen oder Verhinderung besonders im Freileitungsbau sehr gefährlich ist und schon manches Opfer gefordert hat, beweist auch der folgende Vorgang, bei dem ein Monteur tödlich verunglückte: Um Arbeiten an einer 20 kV-Leitung vorzunehmen, wurde zunächst die Hauptleitung abgeschaltet, dann die Stützeleitung abgeklemmt und darauf die Hauptleitung wieder unter Spannung gesetzt. Um die Stützeleitung nach Beendigung der Arbeiten wieder mit der Hauptleitung zu verbinden, mußte diese erneut spannungsfrei gemacht werden. Die Werdung zum Abschalten und Wiedereinschalten sollte durch einen an bestimmter Stelle stehenden Verbindungsmann mittels Zeichen und Zuruf weitergegeben werden. Zuruf und Zeichen wurden jedoch falsch verstanden und die Einschaltung vorgenommen, bevor die Arbeit des Anklemmens der Stützeleitung beendet war, mit der ein älterer Monteur beschäftigt war.

Es muß zugegeben werden, daß manchmal außergewöhnliche Umstände die vorgesehenen Schutzmittel unwirksam machen können, und auch hierüber gibt ein Beispiel eine bemerkenswerte Lehre:

Zum Anschluß eines Hauses an das Ortsnetz wurde eine längere Leitung gezogen, die eine vorüberführende Hochspannungsleitung kreuzte, aber unterhalb ihr verlief. Zur Sicherheit hatte der leitende Elektromonteur unterhalb der Hochspannungsleitung in einem Abstand von 1,10 bis 1,50 m einen Prelldraht spannen lassen, eine Maßnahme, die durchaus verständlich und sachgemäß war. Infolge örtlicher Höhenunterschiede lagen die Abstützpunkte der Niederspannungsleitung höher als die Hochspannungsleitung, welcher Umstand vorher nicht erkennbar war. Als nun die Anschlußleitung angezogen wurde, schlug sie gegen den Prelldraht, hob diesen so hoch, daß Berührung mit der Hochspannungsleitung eintrat. Dadurch wurden die drei, den Draht haltenden Arbeiter getötet. Unter normalen Verhältnissen hätte, wie gesagt, der Prelldraht als Schutzvorrichtung genügt. Die außergewöhnlichen Höhenunterschiede führten zu dem folgenschweren Unglücksfall.

Mehrfach sind für die Montage elektrischer Anlagen Isolierzangen angeboten worden, deren Handgriffe mit Zellulose überzogen waren. Durch Zellulose wird aber die Brandgefahr im Falle eines Kurzschlusses außerordentlich erhöht. Es ist deshalb darauf zu achten, daß Zangen, deren Überzug ein Zellulosegeruch anhaftet, nicht verwendet werden dürfen.

Ferner werden auch im Handel Gummihandschuhe für Montagezwecke angeboten mit dem Aufdruck „Geprüft auf 10 000 Volt“, sogar in einem Falle mit dem Aufdruck „Geprüft auf 20 000 Volt“, vor deren Verwendung dringend zu warnen ist. Während der Arbeit können Gummihandschuhe beschädigt werden, ohne daß es bemerkt wird. Aus diesem Grunde erweist

der „Verband deutscher Elektrotechniker“ Gummihandschuhe nicht als Isoliermittel bei Arbeiten unter Spannung an.

Es muß mit allem Nachdruck darauf hingewiesen werden, daß jede gebräuchliche Spannung, und ausdrücklich gilt das auch für Niederspannung, lebensgefährlich wirken kann. Der Umstand, daß beim Spannungsprüfen von Niederspannungsanlagen mit den Fingern durch das Berühren spannungsführender Teile in der Regel keine Gesundheitschädigungen eintreten, hat zu der irrigen Annahme geführt, daß Niederspannung ungefährlich sei. Die Lebensgefahr in diesen Fällen tritt aber auf, sobald gleichzeitig ein mehr oder weniger gut mit der Erde in Zusammenhang stehender Metallteil berührt wird, zum Beispiel die Zentralheizung, die Gas- oder Wasserleitung, eine Maschine usw. Prüft man zum Beispiel im Freien oder auf leitendem Boden stehend mit den Fingern eine Spannung führende Leitung, so geht nicht nur ein Strom von einem Finger zum andern, sondern auch noch durch den Körper zur Erde. Nur so ist die Mehrzahl von Unfällen an Niederspannungsanlagen zu erklären.

Tritt ein Unfall unter Spannung ein und wird in Verfolg ein Strafverfahren eingeleitet, so läßt das Gericht durch Zeugenvernehmung zunächst feststellen, ob tatsächlich ein Zwang zum



Arbeiten unter Spannung vorlag oder ob nicht die Schlußarbeit das Anklemmen der Leitung an das Netz in einer Betriebspause hätte gemacht werden können. Es wird für den Ausschichtführenden der Montage sehr schwer sein, den in diesen Fällen auftretenden Zeugen die Notwendigkeit des Arbeitens unter Spannung zu beweisen, und er wird sich in der Regel außer der Bestrafung noch eine Schadenersatzklage zuziehen, die ihn unter Umständen zur Erstattung aller Kosten für die ärztliche Behandlung, den Krankenhausaufenthalt und der Rente für den Verunglückten oder dessen Hinterbliebenen zwingt. Es ist somit Pflicht eines jeden Montageleiters oder aufsichtführenden Monteurs, der möglichen Berührung von elektrischen Leitungen besondere Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Treten Unfälle durch elektrischen Strom ein, so haben die Erfahrungen gelehrt, daß ein Erfolg der Wiederbelebungsbemühungen nur dann zu erwarten ist, wenn mit diesen Versuchen sofort am Unfallort begonnen wird. Der Verunglückte soll also nicht erst an einen andern Ort, etwa zu dem Zweck, ihn ins Freie oder in einen besser gelüfteten Raum zu bringen, geschafft, sondern nur aus dem Gefahrenbereich gezogen werden. Auch soll nicht durch Heranziehen weiterer Hilfe oder Herbeischaffen von Decken, Unterlagen und dergleichen Zeit versäumt werden, vielmehr ist mit den Wiederbelebungsversuchen sofort zu beginnen. Ferner dürfen die Wiederbelebungsversuche nicht zu früh eingestellt werden. Sie sind mindestens 2 Stunden durchzuführen, wenn ein Erfolg nicht bereits früher eintritt.

Da bei Bränden von elektrischen Anlagen ebenfalls sehr häufig folgenschwere Unglücksfälle, vornehmlich Brandverletzungen eintreten, sollen zum Schluß einige Richtlinien zur Verhütung und Bekämpfung solcher Brände mitgeteilt werden: Beim Brande elektrischer Anlagen sind ausnahmslos nichtleitende Löschmittel mit nichtleitenden Treibmitteln zu verwenden. Die Isolierfähigkeit des Löschmittels darf durch das Treibmittel nicht herabgesetzt werden. Tetrachlorkohlenstoff soll in engen, schlecht belüfteten Räumen, aus denen ein Entweichen erschwert ist, nicht oder nur mit Gasmaske benutzt werden. In Räumen mit Apparaten, die größere Mengen Öl enthalten — Transformator-Ölschalter — empfiehlt sich daneben die Verwendung trockenen, gesiebten Sandes. Bei Maschinen ist Sand unter allen Umständen zu vermeiden; hier ist nur mit sandfreien Trockenlöschern, Kohlenäure oder gleichwertigen Mitteln vorzugehen.

In oder in der Nähe von Stromerzeugungs- und Stromverteilungsanlagen sind Handfeuerlöcher mit stromleitenden Löschmitteln nicht aufzuhängen. Ölbrände können auch, aber erst nach Abschalten der Spannung, durch Abkühlen mit größeren Wassermengen oder durch Schaumlöschverfahren bekämpft werden. Beim Brande von Holzmassen wird sich das Löschen mit Wasser nicht immer vermeiden lassen. Handelt es sich um Hochspannungsleitungen, so sind die in Frage kommenden Leitungstrecken vor dem Löschen spannungslos zu machen, also durch Mast- oder Stredenhalter abzuschalten.

Da eine einwandfreie Erbung des Strahlrohres kaum zu erreichen sein wird, so ist an Hochspannungsleitungen ein Abstand von mindestens 15 Meter einzuhalten und zu vermeiden, daß diese Leitungen mit vollem Strahl getroffen werden. Nach Beendigung der Löscharbeiten darf die Brandstelle erst dann betreten werden, wenn festgestellt ist, daß sämtliche vom Brande betroffenen Teile der Anlage vollständig abgeschaltet sind.

Reinigung von Luft und Rauchgasen durch Elektrofilter

Von Chemiker Theo Kühlein

(Nachdruck verboten.)

Das Bedürfnis zur Verbesserung der Wirtschaftlichkeit in industriellen Werken hat die elektrische Gasreinigung in den letzten Jahren zu einer lebhaften Entwicklung gelangen lassen. Es handelt sich hierbei darum, mittels hochgespannter elektrischer Ströme Rauch- und Abfallgase von Staub- und nebelartigen Teilchen zu befreien. Aus den Schornsteinen der Fabriken entweichen gewaltige Mengen von Qualm und Ruß, die nicht nur die Atemluft unserer Städte verunreinigen, sondern auch im Laufe der Zeit bedeutende Kohlenmengen darstellen, die ungenutzt in die Luft geschleudert werden. Schon lange war die Technik deshalb bestrebt, ein brauchbares Verfahren zu finden, um die Rauchplage einzudämmen.

Aus der Erkenntnis, daß den bisher üblichen mechanischen Reinigungsverfahren die verschiedensten Nachteile anhaften, ist das Elektrofilter hervorgegangen, das seit längerer Zeit in zahlreichen Industrien Eingang gefunden hat. Die Elektrofilteranlagen bedürfen weder (wie die Nassreiniger) irgendeiner Wassertätigkeit, noch bieten sie (wie die Trockenreiniger) den Gasen einen wesentlichen Durchgangswiderstand. Daher ist ihr Energieverbrauch äußerst gering und der abgeschiedene Staub wird in trockener Form gewonnen. Außerdem können die Elektrofilter für heiße Gase (in manchen Fällen mit Temperaturen bis zur beginnenden Rotglut) verwendet werden.

Der wesentliche Teil des Elektrofilters sind die Elektroden. Stellt man einer Spitze oder einem Draht eine Platte oder ein Drahtnetz in etwa 10 cm Abstand gegenüber und verbindet beide mit einer Gleichstromquelle von etwa 50 000 Volt, dann strömt aus der Spitze die hochgespannte Elektrizität aus und läßt die Staubteilchen des zwischen den Elektroden hindurchströmenden Gases, so daß die Staubteilchen von der Platte angezogen werden und sich auf ihr absetzen. Durch eine Schüttelvorrichtung fällt der niedergeschlagene Staub in einen unter den Elektroden angebrachten Trichter, aus dem er abgezogen werden kann.

In einem kastenförmigen Gehäuse sind die Elektrodenplatten reihenweise angeordnet. Die „Sprühelktroden“ sind isoliert aufgehängt und bestehen meist aus Siliten aus Spezialitridmetall. Ihnen gegenüber stehen die „Niederlageelktroden“, Platte oder Drahtgitter, die ebenso wie das Gehäuse geerdet sind. An den Sprühelktroden wird der Staub negativ geladen und dann von den positiven Niederlageelktroden angezogen. — Der zum Betrieb benötigte Hochspannungsstrom wird aus dem zur Verfügung stehenden Wechselstrom mittels eines Transformators erzeugt, der die Spannung auf 50- bis 80 000 Volt erhöht, worauf dieser hochgespannte Wechselstrom gleichgerichtet wird.

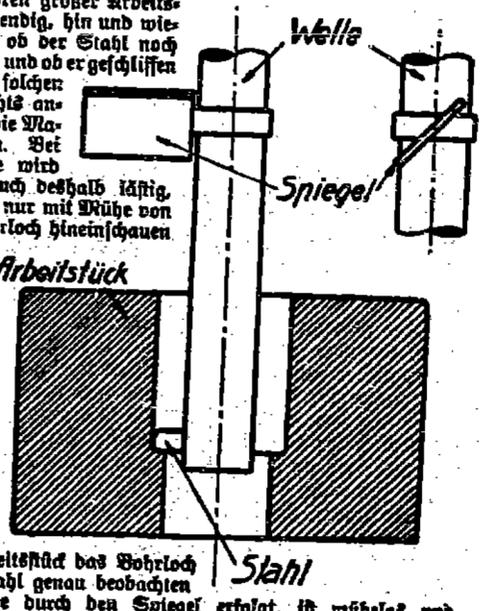
Die hohe Wirtschaftlichkeit des Elektrofilters erhebt insbesondere aus dem geringen Energieverbrauch, der nur 0,1 bis 0,2 kWSt für 1000 cbm Gas beträgt. Es gibt heute fast keine Industrie, der die Anwendung des Elektrofilters nicht bedeutende Vorteile verspricht. Wenn man zum Beispiel bedenkt, daß in einer Zementfabrik die Mühlenräume von der gemahlten Staubluft befreit und daraus in jeder Woche 70 Tonnen Zementstaub wiedergewonnen werden, so kann über das Elektrofilter als wirtschaftliches Betriebsmittel kein Zweifel sein. Und noch ein Beispiel aus einer Zementfabrik: dort konnten wöchentlich 300 Tonnen preßfähiger Braunkohlenstaub (= 8 bS der Gesamtproduktion) aufgefangan werden, die bisher zum größten Teil in die Luft verloren gingen und die Umgebung veräuselten.

Gerade in der Mühlenstaubreinigung hat sich das Elektrofilter ein weites Anwendungsgebiet eröffnet. Wo Stoffe vermahlen werden, mag es sich um Kohle, Zement, Holz oder Metalle handeln, stets wird ein Teil in Form von Staub in die Luft entweichen, der mit anderen Filtern niemals ganz erfasst werden kann, besonders wenn eine große Maßfeinheit angestrebt wird. Man geht ja häufig mit der Feinreinigung so weit, daß auf einem Sieb mit 9000 Maschen je qcm höchstens 10 bS Rückstand bleiben. In diesen Fällen ist allein das Elektrofilter mit seinem starken Hochspannungsfeld imstande, die Staubteilchen zurückzuhalten.

In der Metallhüttenindustrie ist das Elektrofilter heute unentbehrlich; ja es ist nicht zuviel gesagt, wenn man behauptet, daß eine Reihe von metallurgischen Prozessen erst durch das Elektrofilter lebensfähig geworden ist, da es vorher nicht gelungen war, die Gase in der erforderlichen Reinheit herzustellen und zugleich den Staub in sofort wieder verwendbarer Form zu gewinnen. So kann in Konverteranlagen, die Messing verblasen, das entstehende wertvolle Zinkoxyd restlos zurückgehalten werden. In gleicher Weise werden die Dämpfe von Blei, Eisen, Kupfer, Mangan, Aluminium u. a. im Elektrofilter niedergeschlagen, was bei dem hohen Wert dieser Stoffe ohne Zweifel ein wichtiges wirtschaftliches Moment bedeutet, um so mehr als die Kosten für die Erstellung einer Elektrofilteranlage nicht höher sind als die Anlagelosten für eine Nassreinigung.

Der Spiegel an der Drehbank

Beim Ausbohren großer Arbeitsstücke ist es notwendig, hin und wieder festzustellen, ob der Stahl noch parallel schneidet und ob er geschliffen werden muß. In solchen Fällen bleibt nichts anderes übrig, als die Maschine anzuhalten. Bei senkrechter Welle wird das Nachsehen auch deshalb lästig, weil der Arbeiter nur mit Mühe von oben in das Bohrloch hineinschauen kann. Hier hilft ein Spiegel, den man, wie die Abbildung zeigt, auf der Welle anbringt. Der Spiegel muß vertikal sein und wird am besten so eingestellt, daß er mit der Achse einen Winkel von 45° bildet. Mit einem Blick überseht der Arbeiter auch bei umlaufendem Arbeitsstück das Bohrloch und kann den Stahl genau beobachten. Die Kontrolle, die durch den Spiegel erfolgt, ist müßelos und kostet keine Zeit.





Familie und Heim



Das Fest der Arbeit

Schön und niedrig, arm und reich, Herr und Knecht: So will es der Bürger, so denkt er sich die Weltordnung als von Gott oder Natur gewollt. Jahrtausendlang gab es Proleten, „es ist immer so gewesen und wird auch so bleiben“. Wer soll die niedrige Arbeit tun? Soll ich, die gnädige Frau, mir die Finger schmutzig machen? Soll ich, Besitzer von Fabriken, mehr als zwei Finger an die Sackrempe legen, wenn mich „mein Personal“ grüßt? Wer seid ihr und wer bin ich? Was heißt Arbeit? Unangenehme Sache! Man kann sie nur nicht entbehren — das heißt, indem man eben — andere für sich arbeiten läßt!

Arbeiten müssen, das wurde zu einem strengen Begriff: „Im Schweiß deines Angesichts sollst du dein Brot essen!“ Arbeit wurde Strafe. Dann erkannte man sie als Pflicht — und dann, endlich, endlich sah man, daß jeder ein Recht auf Arbeit hat. Aber das war ein langer Weg und die es begriffen haben, das sind noch längst nicht alle.

Alte Begriffe, die durch Erziehung, Religion und Ständeordnung Wurzel gefaßt haben, lassen den bequemen Boden der Gewohnheit nicht so leicht fahren. Das Wort von Arbeit, die nicht schändet, war nur ein Notwehrspruch, mit dem der getrübt werden sollte, der zu unangenehmer Arbeit oder nicht „standesgemäßer“ gezwungen war. Arbeit gleich Schande und Strafe. Das brachte man ja schon dem Kinde bei. Die wirtschaftlichen Verhältnisse liegen heute noch so, daß ein großer Teil der Menschen die Arbeit als Zwang und als Schicksalsstrafe empfinden muß, weil alle Familienmitglieder in eine widerwärtige Arbeitsweise gepreßt sind.

Die Kreise der Leichtverdiener haben keinen Sinn für das „Recht auf Arbeit“. Für sie sind Not und Entbehrung Fremdworte. Nur so ist es zu erklären, daß sie den Spießbürger aufputschen gegen die Arbeiterschaft: Seht da, diese Bande, faulenzgen will sie. Das „Oben“ und das „Unten“, diese uns von Gott geschenkte Ordnung wollen sie umkrempeln. Wir sollen uns an die Maschine stellen — sie wollen feiern. Wir sollen schuften, sie wollen es gut haben. Wenn sie, die Roten, den 1. Mai feiern, dann ist das nichts weiter als ein Aufheben, ein Aufwühlen, ein Umwerten aller Werte. Hüte dich, Bürger! Seht, Kinder, diese dort wollen kein Vaterland, keinen König, keinen Krieg; sie wollen alles proletarisieren, sie wollen uns wehrlos dem „Feinde“ ausliefern!

Aber Vater, sie sehen doch ganz friedlich aus? Sie feiern doch das Fest der Arbeit und du arbeitest doch auch, du bist doch Prokurist, Ingenieur, Lehrer, Postbeamter, Vater,

wenn du in deinem Büro sitzt, dann arbeitest du doch auch? — Was verstehst du Bengel davon? Wer hat dir solche Gedanken in den Kopf gesetzt? Macht das der Umgang mit den Jungen aus dem Hinterhause. Lernst du das etwa in der Schule! — Nein, Vater, gesagt hat mir das niemand, aber ich habe darüber nachgedacht. —

Ja, was der gesunde Menschenverstand dem Kinde sagt, nein, jedem Menschen, dem darüber nachdenkt, das will so mancher nicht wahrhaben. Vorgefaßte Meinung und alberne Eitelkeit lassen ihn mit Scheuklappen durch die Welt trotzen; er glaubt an die „Schande“ der Arbeit und die Schädlichkeit der Arbeiterbestrebungen und er sieht vor lauter Selbstgefälligkeit nicht, daß auch er eines jener kleinen Rädchen ist, die dem großen Getriebe sich nicht entwinden können. Diese Art von Menschen halten sich für selbständig im Denken und Handeln und verachten die „Masse“, weil sie ahnen, daß sie da mit persönlichem Mühen nichts ausrichten können. Sie fühlen wohl ihre eigene Kleinheit, um so mehr aber trumpsfen sie auf. Ihre Stärke liegt im Faust-auf-den-Stamm-tisch-hauen und ihre Kinder spielen mit Helm und Säbel; ihre Frau „gehört in das Haus“ und sie wählt „wen ich wähle!“ Am 1. Mai werden Fenster und Türen zugemacht, damit nicht etwa die Nachbarschaft auf den Gedanken komme, daß man etwa mit denen dort feiere!

Wenn sie uns doch besser verstünden, sie alle, die eigentlich zu uns, zur Arbeiterklasse gehören.

Noch soll und darf uns das weder die Teilnahme an der Maifeier, noch unsere Freude an dem 1. Mai vergällen. Er soll uns zugleich ein Werben sein um die, die sich noch nicht entschließen konnten, von ihrem Bratenrock oder Stehtragen die „glorreiche“ Vergangenheit abzubürsten. Wir wollen werben mit unserer Festfreude und unserer Geschlossenheit, indem wir den uns noch fernstehenden Schicksalsgenossen unser Gemeinschaftsgefühl und unsere Einigkeit zeigen. Eine Einigkeit, die nicht in der Uniform und nicht in einer aufgepöppelten Gesinnung besteht, sondern in dem uns allen gemeinsamen Bewußtsein, daß wir an dem Tage der Arbeit, der Rücken und Lücken der kapitalistischen Gegenwart spottend, der Befreiung der arbeitenden Menschheit dienen.

Am 1. Mai wollen wir besonders und im Verein mit unsrerer gleichen aller Länder zeigen, daß unsere Kräfte unausgesetzt auf das hohe Ziel gerichtet sind: mehr Brot und mehr Freiheit und eine leichtere Zukunft für unsere Kinder!

Das Heim als Bildungsstätte

Zweierlei formt den Menschen: erstens seine angeborenen Anlagen, die sich nach ihren eigenen Gesetzen als „geprägte Form“ fortentwickeln, zweitens die gesamte äußere Umwelt. Zu ihr gehört in erster Linie unsere Wohnung, unser Heim, das um so einflussreicher und nachhaltiger auf uns einwirkt, weil seine Dinge und Menschen dauernd mit uns zusammenleben.

Es ist ein unendlicher Vorzug unseres Heims, daß es uns ein Ort der Zurückgezogenheit, des Alleinseins mit uns bedeutet. Pflicht und Reizung treiben uns täglich in die Welt hinaus. Dort verbrauchen wir uns in der Arbeit; dort verzehren sich unsere Nervenkraft, nicht selten in unersinnlichen Verhältnissen wie in ungeru verrichteter Arbeit, im harten Nuß des Berufs, des Broterwerbs, mit Menschen, die wir am liebsten stehen möchten. Da kehren wir nachher so gern ins eigene Heim zurück, wo uns die Tür von der lauten und harten Welt auf einmal abschließt. In unserm Heim finden wir uns selber wieder, jammeln uns im eignen Jäh; wir werden ruhiger und in seiner Stille entspannen sich unsere Nerven; es strömen uns wieder die Kräfte zu, deren wir zu den neuen Pflichten bedürfen.

Und dann die Dinge in unserm Heim. Sie sind zum Teil unser Werk; sie sind mit uns alter geworden und haben unser Leben mit uns gelebt. Auch in ihnen spiegelt sich daher unser Selbst, verjüngte Klänge ertönen durch sie auf, schlummernde Stimmungen und Kräfte steigen aus der Tiefe der Seele empor und bereichern unser Leben.

So können die Dinge unseres Heims mit an unserer inneren Menschen. Von ihnen gehen, manchmal vielleicht unbewußt, ständig lebenswichtige Einflüsse aus. So denke ich zuerst einfacher Kupferstücke in meinem elterlichen Hause: Spangenberg's Zug des Todes und des Christuskopfes von Guido Reni, die im Raubengemüt so oft die Gedanken in Bewegung setzen und so manche Stimmungen wachrufen. Wieviele Kräfte strömen nicht allein vom Büchertisch aus, von dem wir Buch um Buch langem, um mit ihm zu leben, Früchte aus der Seele zu schöpfen. Vom Buch gilt ja noch mehr als von andern Dingen Friedrich's Wort: In jedem Menschenwort bleibt etwas von der Seele hängen. Da ruht in der Gabe ein Hauptinstrument, das am Feierabend lockt und uns in eine zweite, höhere Welt entführt.

Da weicht uns überhaupt ständig der besondere Geist unseres Heims an. Wir erleben ihn in der wohlwollenden Ordnung und Anordnung der Dinge, an der persönlichen Sonderheit in den Räumen, daran, daß Licht und Luft befreudet durch die Zimmer fließen, daß von seinen Wänden noch Möglichkeit für das Behagen der Bewohner gezeigt ist. Der Mensch unterliegt so leicht der Macht der Gewohnheit. So kann ihn auch die häßliche, die ungepflegte Wohnung allmählich herabziehen, ebenso wie sich der Bettler an schmutzigen Sammelplatz gewöhnt, aber der schon, während der sorglos gelebte Raum hebt empor und pflegt Tagenden wie Ordnungsliebe, Sauberkeit, Geordnetheit, häuslichen Sinn, die Freude an einer stillen Stunde mit sich selbst.

In noch höherem Grade als die Dinge sprechen natürlich die Menschen im Heim zu uns. Von ihrem Verkehr gilt jenes Wort: Die geborenen sind, miteinander zu leben, die sind auch geboren, einander zu gefallen. Nur löst das Verschmelzen der Familienmitglieder gewöhnlich zu wünschen übrig, aber in dauernden Umgang mit den andern lernt und wächst auch der einzelne. Er tritt dem andern näher, als es draußen in der fremden Welt möglich ist; er fühlt eine gewisse Verwandtschaft und er nimmt mehr teil an den Freuden und Leiden der Hausgenossen; er öffnet sich nicht selten auf und wächst in eine wirkliche Gemeinschaft hinein. So bildet sich der stillesse Charakter an den Wärmestunden.

Wer aus der Welt in sein Heim zurückkehrt, findet in ihm Menschen, die ihn eine warme elterliche, geschnittenelnde oder freundschaftliche Teilnahme entgegenbringen. Ihnen kann er sich anvertrauen, ansprechen und auf Trost und Hilfe rechnen.



Wie wird seine Zukunft sein?

Das wird abhängen von dem gewerkschaftlichen Eifer der Eltern

ebenso wie es ihn beglücken wird, auch den andern wieder Freund und Helfer zu sein. Von hohem Werte ist es auch, daß die verschiedenen Hausgenossen einander anregen, indem sie von ihrer besonderen Arbeit berichten, ihre Erlebnisse kundtun, ihren Beobachtungen nachgehen, Zeitfragen von ihrem Gesichtspunkte aus beurteilen, Bücher zusammen lesen, eine Kunst miteinander treiben. Dadurch wird der einzelne in seiner Seele bewegt, in seinem Gesichtskreis erweitert, in seinem Menschentum bereichert. In wünschen wäre in dieser Hinsicht allerdings mehr Familienzusammenhang. Heute hat man leider in der Familie oft nicht viel Zeit für einander übrig. Die einen leben nicht selten an den andern vorbei. Man muß ins Theater, Kino, in den Verein, zum Vortrag, an den Stammtisch und man vergißt darüber, daß mit die edelsten Freuden noch immer aus einem innigen, glücklichen Familienleben emporblühen.

Wie die Großen einen Teil ihres Lebens immer dem Hause verbanden werden, dessen Lebensluft sie atmen, so erst recht die Kinder. Ihnen wird die Familie zum Schicksal. Was sie von früher Jugend an durch die Dinge und Menschen in der Wohnung täglich erleben, das nehmen sie unwillkürlich in sich auf, das legt die Ringe ihrer Persönlichkeit an und formt ihren ganzen Charakter. Der Geist des Hauses lebt in den jungen Menschen weiter und geleitet sie noch dann unsichtbar durchs Leben, wenn sie längst das elterliche Heim verlassen haben. So ist es zu verstehen, wenn Pädagogen, der große Anwalt der Familie, einmal von der Pädagogik des Hauses reden. Um untrüger Kinder zu wollen, denen wir Eltern doch für später das Beste wünschen, für die wir uns ständig abmühen und plagen, können wir das häusliche Leben gar nicht vorbildlich, gar nicht warm genug gestalten. Wir geben ihnen damit eine reiche Mitgift ins Leben mit. Den Jugendlichen gegenüber gilt daher des Dichters Mahnung:

O pflanz das Heimgefühl in einen Kindern!
Der Jugend beste Pflanzstatt ist das Haus!

P. S o d e

Licht und Schatten

Fast leer ist das Abteil. Die blasse Frau in Trauerkleidung sucht sich einen Fensterplatz, kuschelt sich noch fester in ihren Mantel und sieht mit traurigen Augen hinaus in den nebligen Wintertag. Wie trübselig das alles wirkt! Wüßmütig und blaugefroren sind die paar Menschen. Der Nebel verwandelt die Häuser in unförmige Klumpen, die selber in ein unheimlich auf- und abwogendes Meer der Dämmerung und die Räume in lauter Trauerweiden. Ja, in Trauerweiden, wie sie auf dem Grabe ihres Mannes stehen.

Geiz steigt es ihr in die Augen. Krampfhaft betrachtet sie die bunten Reklametafeln im Zug, um die Tränen zurückzudrängen. Dabei fällt ihr ein, daß sie vor genau zwei Jahren auch im Zug saß und in die Dämmerung hineinfuhr. Aber nicht allein! Ihr Mann war bei ihr; denn sie wollten als jungvermähltes Paar seine Eltern besuchen. Fröhlich und voll behaglicher Zärtlichkeit hatte er mit ihr geplaudert und gequatscht, sie fürsorglich in die Reisebeuge gewickelt und auf jeder Station gefragt: „Gast du Hunger? Soll ich nicht was zum Schnabulieren auspacken?“ Und sie hatte sich wie ein übermühter Hacksack mit ihm genetzt. Trotz des trübseligen Wetters war Frühlingsstimmung und Sonnenschein in ihrem Herzen gewesen. Die Mitreisenden — sie hatte das ganz genau bemerkt — hatten immer wieder geschmunzelt über das glückliche Paar. Sogar eine ältere, ernste Klosterfrau hatte öfters zu ihnen herübergeblickt mit einem feinen Nadeln auf den asketischen Zügen. — Und nun ist alles vorbei! Nicht nur im Zug ist sie allein, sondern auch bei allen Sorgen und Kämpfen ist sie nun auf sich selbst angewiesen. Weib, ihr einjähriger Junge wird jauchzen, wenn sie ihn von der Nachbarin abholt. Doch ein Lebensstamerad, dem man Freud und Leid anvertraut, kann dieses kleine Kind noch nicht sein.

„Bergweies!“ ruft sie des Schaffners Stimme aus ihren Grübeleien. Hastig steigt sie aus. Inzwischen ist fast finster geworden. Um eher heimzukommen, biegt sie von der Hauptstraße ab und wählt einen schmalen Seitenpfad, der steil zu der tieferliegenden Lahnstraße hinabführt. Nicht vor ihr gehen ein Mann und eine Frau, die einen kleinen Hüben an der Hand führt.

„So laß doch endlich den Hund los!“ Natfist ihr wie eine Ohrfeige die laute, harte Stimme des Mannes ins Gesicht. „Du erziehst ihn ja planmäßig zur Anselbständigkeit mit deinem zimperlichen Getue!“

„Was du nur hast, Eugen?“ Klingt leise, doch auch etwas geizig die Antwort der Frau. „Es ist doch finster und der Weg so steil und glatt, daß ich selber Mühe habe, nicht zu stolpern. Und Heim geht ihn zum erstenmal. Wenn er fällt, so gibt es erst recht ein Geschimpf!“

„Laß ihn los, sag ich!“ poltert es wieder. „Er wird sich schon nicht gleich das Genick brechen, wenn er wirklich purzelt. Wenn ich denke, was ich in dem Alter schon für ein Kerl war! Aber ich bin eben kein verzärteltes Mutterköhnchen gewesen.“ Und nun folgt eine lange Beschreibung, wie selbständig, tüchtig und beherrsch er schon als kleiner Bub war. Ja, er hatte auch eine andere Mutter gehabt! Zum Glück kommt den beiden ein Bekannter entgegen, mit dem sie sich in ein freundschaftliches Gespräch vertiefen. So kann sie an ihnen vorbeischieben.

Es ist ihr zumute, als hätte sie eine eiskalte Dusche bekommen. So ist also das Leben, sagt sie vor sich hin, das wirkliche, profanische Leben! Zum erstenmal beginnt sie ihr Los von einer andern Seite an betrachten. War es schließlich nicht viel besser, eine nur kurze, aber glückliche Ehe zu erleben, als jahrelang verheiratet zu sein und dabei erfahren zu müssen, daß sich die große Liebe allmählich in Gleichgültigkeit und vielleicht sogar in Abneigung verwandelt? Sie trug das Bild ihres Mannes schon und unentweicht im Herzen. Immer waren sie sich mit Liebe und Achtung begegnet. Kein Streit hatte die kurze Zeit ihres Zusammenlebens verbittert. Wer konnte aber mit Bestimmtheit sagen, daß es immer so geblieben wäre? Nein, sie wollte nicht weiter den Kopf hängen lassen und gegen ihr Geschick murren. Die Erinnerung an ihre Ehe würde sie als kostbares Kleinod durchs Leben tragen und mit frischem Lebensmut und neuer Lebensfreude die Pflichten gegen ihr Kind erfüllen.

Ganz frei und leicht wurde ihr ums Herz. Und ihr Lachen klang nicht mehr gequält, sondern warm und herzlich, als sie ihr Schicksal auf den Arm nahm.

M. S c h u l z

Energieverschwendung

Lehrer: „Kannst du mir ein Beispiel von Energieverschwendung nennen, Fritz?“

„Ja, Herr Lehrer, einem Sahlföppigen eine haarsträubende Geschichte erzählen.“

Zum 1. Mai

Erich Grisar

Arbeiter du, Schmied des Jahrhunderts,
Atlas der Zeit,
der du eingezwängt fröst in der Enge der Gruben,
im Rumpfe der Schiffe,
auf hohen Masten den Stürmen trotzt;
ausgedörrt von der Glut roter Oefen,
vom Schicksal gekettet an tausende Räder,
hebelreissendes Auge nur bist,
gefühlloser Draht,
der die Verbindung ist zwischen befehlenden Herren
und werdendem Werk.
Dir gehört dieser Tag!
Dir diese Sonne, dieser lachende Mai, dieses Grün
schattiger Wälder,
dir die ganze Freude der auferstehenden Natur,
des werdenden Wachstums,
des herrlichsten Glücks:
Fruchtbarkeit.
Dir gehört diese Welt.
Dir und den Frauen, die die Mütter sind
rachtsicher Kinder,
die in den Gassen der Städte verkommen,
im Schmutz dunkler Höte;
die geboren wurden, zu hassen
das einzige Gut, das von Anfang
dieser Welt dem Menschen gegeben:
das heilige Leben.

Euch ruft dieser Tag.
Verlasst die Maschinen,
den knarrenden Webstuhl.
Lasst die Feuer verlöschen, die Hämmer stehn,
einen Tag sollt ihr das öde Geklapper der Schreib-
maschinen nicht hören.
Die dunklen Gewänder der Fron sollt ihr tauschen
gegen Tücher der Freude.
Menschen sollt ihr sein an diesem leuchtenden Maitag,
der die Verheissung ist der kommenden Welt,
die mit Blumen euch grüßt und grünen Wäldern,
die Menschen euch sein läßt,
freudig schaffende Wesen.
Unbeschwert von Gesetzen,
die falsches Recht schützen,
ungehemmt von Mauern und Zäunen,
die die Früchte der Arbeit trennen von den Arbeitern,
sollt ihr leben
in einer Welt,
der Kinder wieder Glück sein werden,
Zeit lebendiges Gut, das Freiheit spendet und Freude.

All diesen Gütern, all diesen Freuden,
all dieser Hoffnung
sei dieser eine Tag leuchtende Fahne,
da du auf den Straßen stehst
und forderst und dich freust über die Brüder, die mit
dir fordern,
die Schulter an Schulter mit dir zu kämpfen bereit stehn:
für die neue Zeit,
für das neue Reich,
für die neue Gesellschaft,
für den neuen Menschen,
der in dir keimt,
der durch dich wird,
der dir den Schwung gibt,
dem heute zu leben als Verheissung des freieren Morgen.

Maiglück

Ich bitte Sie — heute, am ersten Maientage, da lassen Sie
sich Ihnen mein kleines Glück — oder besser, mein großes
Glück denken: meinen Glauben sollen Sie hören! Sie, ja wohl,
Sie meine ich, Sie mit den goldenen Ohren und mit der sil-
bernen Zunge, Sie knecht am Gelde, Sie Hofsaunenengel des
gefehligen Waffenmordes, Ihnen, Kapitalistenrecht, streite ich
ab — daß Sie irgendeinen idealen Glauben haben: Ihr Gott ist
das Gold und die Besitzlosen wollen Sie im Raum und in
Dummheit erhaften, damit Ihr goldener Gott Mammon nicht
gestürzt werde. Und was Ihre Anhängerschaft an das Recht und
Gefetz der Waffenmacht ist — das ist bei Ihnen wiederum nichts
anderes als die Anhängerschaft zu denen — die laut veralteter
Gehebe und längst brüchig gewordener Moral den Geld- und
logenannten Bildungsbesitz gegen die aufstrebenden Volkskräfte
der Besitzlosen sichern und verteidigen wollen. Leute — denen
Krieg, Mord, Dividende, Dummheit und Faulheit die heiligsten
Güter der „Nationen“ bedeuten. Natürlich: „Nationen“, das
sind Sie, Ihr wirtschaftlich und schlechtfähig Herrschenden, die
„Obermacht“, die „berufenen Führer“!

Sie goldenohriger und silberzüngiger Gegner, Sie, zu dem
ich heute am ersten Maientage spreche: Sie sind etwas blaß und
schlappig geworden — haben Sie Angst vor mir? Oder trafen
meine brennenden Redepfeile ins schwarze Zentrum Ihrer
herrlichen Seele? Wie dem auch sei — nicht auf die Knie will
ich Sie vor mir zwingen — nein, nochmals, wie zu Anfang ge-
sagt — ich will Ihnen von meinem Maiglück reden, von
meinem — Glauben, den ich dem Ihrigen, Ihrem Heuchler-
glauben — entgegensetze.

Am ersten Mai, da blühen alle Tulpen — die roten, die
weißen und die sonnenfarbenen. In den Gärten öffnen sich die
ersten duftenden Fliederblüten — und die Nachtigall, der Fint
und das Rotkehlchen und die Amsel und der Finkenmeister
Star veranstalten mir ein Konzert — das sich sicher mit den
hundertinstrumentigen Symphoniekonzerten in Ihren reich-
geschmückten Lou-, Kaiser- und Rheingoldhallen messen kann.

Immer spreche ich zu Ihnen, goldenohriger und silberzüngiger
Diener vor dem blauen Kalbe des Geldbesitzes. Ja wohl — der
Mai mit seinen Blüten, Liedern, jungen Menschen, lauen
Winden, rauschenden Quellen, mit fernem buntem Wolken, mit
Sonnens- und Sternpracht — dieser Monat Mai, diese Wieder-
geburtzeit alles Schönen und Prächtigen — der ist das Ziel
meines Glaubens. Ich glaube an die ewige Schwangerschaft
und an die nie aufhörende Geburt der Mutter Natur. Die Natur
ist mir das Göttliche — sie sättigt mich, sie hebt mich, sie freut
mich, sie beschenkt mich, sie liebt mich. Die Natur ist keine alt-
würdige Matrone oder eine überlastete Brutmaschine, nein: ein
Mädchen ist die Natur, schön, grazios, brennend. Denken Sie:
meinem Mädchen, der Mutter Natur — der bringe ich Liebe
zum Opfer, Sie opfern mit Seide, Gold und Silber, mit Tür-
kisen und Smaragden — was eben bei Ihnen das Sinnbild des
Höchsten und Heiligsten ist: Besitz!

Ich glaube an die Natur. Und ich glaube an das Kind. Und
ich glaube an die Vernunft. Und an die Güte in jeglichem
Menschenherzen glaube ich — auch an die Güte in Ihrem
eigenen Herzen, Sie besitzender Geldwucherer, Waffenpropagan-
dist. Machen Sie, was ich Ihnen jetzt sage — Sie haben die Wege
zu dem Besseren in Ihrem Herzen mit Aktienpateten und Ban-
schicks verstopft. Lassen Sie mich Ihr Befreier sein — doch ich
sehe den höhnischen Ausdruck um Ihre blaffen Mundwinkel —
all meine reine Glaubigkeit, meine Freudigkeit und meinen
ernsten Willen zur Wahrhaftigkeit, den tun Sie ab mit Ihrer
herrlichen Gebärde, ins Gesicht schleudern Sie mir Ihre ge-
zinkte Trumpfkarte. Sie nennen mich einen Phantasten und
einen Narren, den man in seiner „Lebensfremdheit“ nicht für
ernst zu nehmen beliebt.

Bitte sehr: ich bin Ihnen durchaus nicht böse — nicht böse
um Ihre Meinung über mich. Die andere Meinung über mich —
wiegt schwerer als Ihre akademische „Erkenntnis“. Diese andere
Meinung über mich — die ist die Liebe und das Verständnis
des Kinderherzens. Die Kinder beurteilen mich als ihresgleichen.
Die Kinder spielen mit mir — sie vertrauen mir — sie erzählen
mir — sie belehren mich! Vom Kinderherzen habe ich viel mehr
gelernt als in Ihren verstaubten Staatsbibliotheken. Vom
Kinderherzen lernte ich das Einfache und das Natürliche. Und
vom Kinderherzen her fand ich die Liebe zu aller Kreatur, zu
Baum, Strauch, Wolke, Gestein, Gras, Spinne und Ameise —
vom Kinderherzen her fand ich den Weg hin zu meiner andern
Glaubigkeit, die ich Ihnen hiermit — so! — formuliere: Ich
glaube an die Kraft der Vernunft, die in jeglichem Menschen-
hirne als ungeschliffener Brillant wartend schlummert. Neuere
Schule, soziale Moral und Wille zur allmenschlichen Gemein-
schaft werden diesen Geistesbrillanten in den Hirnen der
Menschen weiden, reinigen und schleifen zur strahlenden Ver-
nunft! Vernunft sei Gott, Vernunft sei die Triebkraft in Wirk-
schaft, Staat und Kommune — Vernunft wird den Menschen
Freude, Verträglichkeit und jegliches Glück bringen. Und mein
Glaube an die Vernunft — der ist mein Maiglück, der ist das
Jugendliche in mir allem Körper — die Vernunft der Mensch-
heit ist eine Sonne!

Goi — er ist fortgelaufen, der Goldenohrige und der Silber-
züngige — ich stehe alleine — und doch stehe ich nicht alleine —
ich schreite, ich gehe, ich marschiere, einfacher Soldat in der
großen Friedensarmee des ersten Maientages — wir marschieren
über die blauweißgoldene Himmelsbrücke hinweg — hinweg
über alle falschen Landes- und Moralgrenzen — wir marschieren:
Hand- und Kopfproleten der Erde — hin ins Land des Sozialis-
mus, Fanfarenchöre begleiten uns: „Freude, schöner Götter-
funken, Tochter aus Elysium!“
W a g D o r t u.

Fabrikfrühling

Sind nicht die Augen heller geworden und die Herzen freudiger?
Hinter den kleingewürfelten Scheiben der Fabrikfenster blaut ein
frühlingsklarer Himmel, ficht man die Strahlen der Sonne auf den
Dächern liegen. Feine Schatten ziehender Wolkchen tanzen durch
Licht und Duft. Fort sind die schmelzigen Eisblumen der frostigen
Wintertage, weggehweht die Nebelschwaden und dunnig-feuchten
Schleier. Erlöst atmet die Brust, vorbei ist der Wahn der eifigen
Sachzeszeit.

In die klare Luft steigen rotgesteilt die Schote des Wertes. Sie
leuchten wie Säulen des Triumphs in der Sonne, Dampfschwaden
wirken weiße Brauschleier um ihre Rundung, ferngrad krauselt
sanfter Rauch sich hoch empor. Verlangend folgt ihnen das Auge,
ach, wer auch so fliegen könnte! Vor den siegreichen Strahlen des
Himmelsgestirns stehen Trübsinn und Sorge, neues Hoffen zieht
in die Brust — ein Frühling ist wieder gekommen.

Vom Fenster der Werkstatt springt der Blick hinüber zu den
Gäusen jenseits der Straße. Rote Ketten sind überall hinausgelegt,
wie grolle Feuer leuchten sie an den kahlen Mauerfronten. Blanke
Frauenarme fassen mitunter weiß in die roten Maschinen, hantieren
lieblich mit Staubwebel und Bürste. In den überhöhenerten
Räumen unseres Wertes selbst weht ein neuer Geist, in die
dunkelsten Ecken bringt strahlend das Sonnenlicht. Die kleinen
Lampen, die uns den Wintertag erhellen, verbläuen vor so viel
Gald. Sicher wird der Meister jetzt merken, wie trüb doch die
Fensterheben sind, Fensterputzer müssen kommen mit Sämerei und
Lappen, klar blüht dann das reine Glas. Fast wähnt man den
Frühling nun greifen zu können, der hinter den Scheiben laßt.

Oben von der Höhe des Fabrikdaches sieht man hinab auf das
große Wert. Die Ketten der Fenster sperren offene Räder zum
Himmel empor. Weit geht jede Klappe, will immer mehr der er-
quidenden Luft einströmen für die Menschen, die im Innern des
Waldes arbeiten. Da stehen sie an Heißband und Maschine, der
Affordräng drängt zur Eile, doch immer wieder geht der Blick für
Sekunden hinaus in das lachende Frühlingsblau. Ja, auf dem arm-
seligen Fabrikhof, eingeeengt von Röhren und Gerüchen, eingezwängt
in feile Räume, sieht man mitunter einen Arbeitsmann stehen.
Der schaut für Augenblicke in die funkelnde Höhe, atmet mit
durftiger Lunge den Dunst des Hofes. Rundum laufen Ventilatoren,
sprühen Staub, quellen Qualm und dennoch schwingt etwas von dem
berauschenden Duft des Frühlings in der verbrauchten Luft. Mit
grünen Sprossen und Lichen ist der junge Geselle herrlich am
Wert in der Natur.

Wenn abends die Glocke schrillt zur Feierstunde, dann strömen
die Scharen der Wertgebannten aus engenden Lören. Draußen
warten schon die jüngeren Frauen auf den Mann, ein Leuchten der
Augen, ein Glanzbedeut. Vereint streben sie für kurze Stunden nun
ins Grüne, hinweg wollen die Kinder oder Mami schreit stolz den
neuen Kinderwagen. Die jungen Burtschen haben sich sorgfältiger
aufgeputzt denn sonst, auch ihre Wädeln kommen bald aus den
Fabriken und Nähstuben. Die Alten, Bedächtigen aber gehen gemäch-
lichen Schrittes nach Hause, eine kurze Frist der Ruhe, dann
schultern sie Gade und Spaten, schreiten langsam hinaus in die
Felder und Parzellen der Gärte. Das Stückchen Land ist
der Anker, der sie verbindet mit den Kräften der Natur, nachdem
alles von ihnen abgefallen ist an Erleben und Sehnen, die der
Frühling im Blut der Jungen, der Knospenden pflanzen läßt. —
Spät abends sieht man die Alten auf der kleinen Bank vor ihrem
Lande sitzen und in den goldenen Himmel blicken, wo die sinkende
Sonne märchenhafte Bilder auf Wolkenlämme zaubert.

Ihre letzten Strahlen fallen auf das Schlotgewirr der Fabriken,
vergeben sie verblühend. Die Alten aber denken dankbar daran, daß
der Kampf nicht umsonst war, den sie bestanden in den langen

Jahren. Stunden der Erholung haben sie sich erkämpft, nicht mehr
preßt die harte Fron sie und ihre Kinder bis spät am Abend zwischen
rühige Mauern wie früher. Drüben vom Sportplatz der schallt fröh-
liches Rufen, lächelnd blicken die Alten sich an. Fern verbläuen die
goldenen Pfeiler, schwarz warten sie auf die nahende Nacht. Morgen
heißt es wieder hinein in den Pulsschlag des Werks!... G l a n.

Ein Buch der Freiheit

Charles de Costers „Ehrl Menpiegel“ erschien in einer
dichterischen Übertragung von Ernst Heinrich Schrenzel in einer
prächtigen Volksausgabe zum Preise von 4,50 M im Verlag
der „Büchergilde Gutenberg“, Berlin SW 61, Dreibundstr. 5.

Charles de Coster, der bei Lebzeiten von einem kleinen Kreise
geschätzt, nach seinem Tode als großer nationaler Poet gefeiert:
belgische Dichter, hat längst seinen Platz unter den Großen der
Weltliteratur gefunden. Der „Ehrl Menpiegel“ besonders, sein
Hauptwerk, dem er den Großteil seines Schaffens und seiner Lebens-
kraft gewidmet hatte, fand Eingang in die Literatur fast aller
Länder. Und das von Deutschland aus, wo der Welterfolg des
Dichters begann. 1927 feierte man den hundertsten Geburtstag
de Costers mit Gedenkreben, Broschüren, Zeitungsartikeln und durch
die Herausgabe von Prachttausgaben seiner Werke.

Nun kommt die „Büchergilde Gutenberg“ mit einer stillen,
aber außerordentlich würdigen und begrüßenswerten Nachfeier: sie
bringt den „Ehrl Menpiegel“, der wie kaum ein zweiter historischer
Roman eine Verherrlichung des Kampfes um die ewigen Menschen-
rechte ist, in einer wunderschönen und billigen Volksausgabe, die in
der Tat dazu geschaffen scheint, dies Buch der Freiheit in weite
Preise des werktätigen Volkes zu tragen, denen es bisher fremd
bleiben mußte. Dazu kommt, daß E. H. Schrenzel eine überaus ver-
dienstvolle Überetzung schuf, die mit großem Geschick die Schwierig-
keiten der Wiedergabe des Urtextes meistert und die altentümliche
Sprache de Costers im reizvollen Stil alter deutscher Chroniken und
Legenden neu auferstehen läßt.

Die „Legende von Ehrl Menpiegel und Lamme Goedzak“
schildert am Ablaufe des Lebens ihres Heiden den Freiheitskampf
des flämischen Volkes wider den spanischen Imperialismus in den
Tagen Karls V. und Philipps II. Die Form ist die eines spannenden
Abenteurerromans, der durchsetzt ist mit buntesten Elementen des
schmelzhaften, legendenartigen, mystischen Volksbuches. Die
Szenerie der vielfältigen, wunderlich und wunderbar aufgebauten
Handlung sind etliche europäische Länder (vor allem Belgien und
die Niederlande) in den Tagen des weltbeherrschenden spanischen
Imperialismus, der weltbedrohenden römisch-spanischen Inquisition.
Der Ehrl Menpiegel des niederdeutschen Volksbuches wird bei
de Coster zu Ehrl Menpiegel, dem mutwilligen Sohn eines Kreuz-
brabers und darum bettelarmen flandrischen Kohlentragers. Der
Junge wächst heran und vollführt inmitten einer tiefsten Zeit,
die Bürger und Städte mit Henkern und feindlichen Heeren be-
droht, seine tollen Jugendstreiche, die äußerlich oft an die Tilt
Eulenspiegels (des deutschen!) erinnern, die aber innerlich von ganz
anderem Geiste sind. Denn schon in diesen Außenstücken macht
sich ein weiser Narr über die Narrheit der Klugen lustig, und hinter
jedem Anflug, den der Junge treibt, steht eine gerechte Empfindung:
Spott über die Siebenkugeln, Verhöhnung tollen Aberglaubens,
Verdammen erheuchelter Frömmigkeit, Empörung über die Frevel
der Großen dieser Welt und Mittelb mit den Armen — schon die
Lautstimmigkeiten Ehrl Menpiegels sind durchpulst von sozialem
Gefühlen. Und sein fröhliches Herz? Und seine Schalksnarrheit?
Und sein lachendes Gesicht? Oh, er hat ihrer noch in der entsetzlichen
Welt, in die er geboren ist!

Denn der verbrecherische König von Spanien, „die gekrünte
Spinne“, will das geliebte flandrische Vaterland in sein Netz
zingen und ausfugen. Und der Papst in Rom soll ihm dabei
helfen. Und zwischen dem fleißigen, wackeren Volk Flanderns lebt
das Geschick der Drogen- und Mörder-aller-Schattierungen: aus-
gestreute Mönche, die das Volk verblümen und verarmen, fremde
Söldner, Spione, Dürren — Gouverneure und Schindens-
knechte, Inquisitionen und Generale, gedungene Banditen, Volks-
aufwiegler und Meuchelmörder. Und sie fressen, saugen das Land
aus, beten und fluchen, henken, fengen, brennen, rauben und
töten — im Namen Gottes, der Heiligen Dreieinigkeit und des
Königs. Und Ehrl Menpiegel wächst heran — sie töten den Bruder
seines Vaters auf dem Rabe ihrer Henke, sie verbrennen seinen
Vater Klaas lebendig als Heber, foltern seine schmerzreiche
Mutter Soetkin vor den Augen des Sohnes so grausam, daß sie an
den Folgen der Tortur stirbt. Sie machen aus der herrlichen Kele,
Menpiegels trauer Freundin, eine Welterin und eine Witwe, denn
sie töten ihre Mutter als Heze. Und um das Haupt des jungen
Menpiegel, das voll von Wit, Grazie des Wortes und gutem
Gumori ist, strahlt es schon früh wie ein Heiligenschein des Märtyrers-
tums. Aus dem Jungen voll übermut wird ein Mann, dem nur das
Lächeln seines guten Herzens gleich einer milden Sonne über einer
Flut von Tränen erstrahlt. Und er zieht, von seinem treuen, hieheren
Freunde Lamme Goedzak begleitet, aus „das Land der Väter
zu retten“.

Durch lustige, traurige, entsetzliche Abenteuer, durch Höhen und
Tiefen des Lebens, vor Königen und unter Geulen hat er nur einen
Leistern: Freiheit.

Und er wird ein Held, der Führer des Volkes, der singend und
kämpfend den ganzen Spul der dunklen, feindlichen Mächte ver-
treibt wie ein Frühlingswind den tödlichen Hauch jeder Pest.

Dabei steht in dem ganzen Buche das Allgemein-Menschliche so
blutvoll lebendig im Vordergrund des Interesses, daß dieses Werk,
das dabei spannender als jeder Detektivroman ist, sich wirklich, wie
der Übersetzer in seinem Nachwort sagt, ganz so liest „wie ein
kühnes Gedächtnis der tiefsten Note unserer heutigen Zeit“.

Das prächtige Buch ist auch ein Schatz des Trostes für die
armen, geplagten Menschen von heute — eine Freiheitsbibel auch
in unseren Tagen des Kampfes um Menschenrechte. Und man kann
nur wünschen, daß es in dem würdigen Gewand, das es nun trägt,
Eingang in den Bücherschrank aller finde, die arbeiten, fühlen und
denken.

Demonstration

Seit Menschen geworden, haben sie sich Symbole ihres Lebens
geschaffen, Sinnbilder für ihr Denken, Glauben, Wollen. Sie
machten das Kreuz zum Symbol. Sie ließen Fahnen und Banner
als künstlerischen Ausdruck ihrer Freude, ihrer Trauer flattern.
Doch der neue Mensch brachte neben all diesen äußeren Zeichen auch
noch in anderer Weise sein Wollen zum Ausdruck durch sich selbst.
Auf die Straße bringt man nicht nur Fahnen, Siegesbogen,
Sichter, Teppiche und Blumen. Was kann wohl wichtiger werden,
als der Mensch mit Menschen, Masse Mensch? Was kann wohl ein-
drucksvoller sein als das lebendige Recht, das da selber schreitet?
Der lebendige Mensch, der da schweigend das Höchste zum Ausdruck
bringt?

Ihr habt über all euren Symbolen den Menschen ver-
gessen! Seht ihn euch an! Erlebt es, wie da die Masse schreitet!
Gört ihn auf die beherde Erde, die da unter dem Massenschreiten
durcht!

Der Mensch hat sich selber zum Symbol der Freiheit gemacht.
Durch seine Wucht in Masse. Durch seine Demonstration. Und
niemand kann die Freiheit jetzt mehr hindern, denn die Freiheit ist
zu Taten erzwungen. Der organisatorische Mensch erzwingt sie.
Demonstration, du Sinnbild organisatorischer Größe!

Die Zeit, wo Frauen Männerlöhne bekommen
„Die Zeit wird kommen,“ rief der Redner, „wo Frauen
Männerlöhne bekommen werden.“
„Ja,“ sagte ein kleiner Mann in einer Ecke, „nächsten Freitag-
abend.“



Verbandsleben



Wir müssen dabei sein!

Vor meinen schlafenden Kindern sehe ich schon lange mal wieder. Ich sehe, wie süß die Älteste lächelt im Schlaf und wie sich die Eltern der Jüngsten kraus faltet.

Ich bin ein nervöser Mensch. Die Hände zuden mir unruhig im Schoß, das Herz pocht laut, unregelmäßig, Schlag um Schlag, die Gedanken spielen wild, mein armer Kopf schmerzt dumpf.

Wie war es doch gestern? Ach so: der Postbote kam, brachte einen Brief, den ich seit langem erwartete. Verworfen hatte ich mich irgendwo. Der Arzt meint, die Fabrik sei Gift für mich; Gift, das ich meiden mußte. „Sie haben ja Kenntnisse, erwerben Sie sich doch irgendwo! Eine Tätigkeit, die Sie viel in frische Luft führt!“ — So bewarb ich mich denn. Acht-, zehn-, zwölffmal. Immer ohne Erfolg. Nun ja, es gibt ja Leute genug, die gleich mit arbeitsuchend umherlaufen mit der Hoffnung auf bessere Tage. — Gestern nun kam der Brief. Er brachte, was ich erwartete, eine Abgabe — — —

Jemandem sah ich einst, ein Kind noch, und sann. Es war Kriegszeit. Wenige Monate noch und die Pforten der Schule sollten sich hinter mir schließen, dann etwas später würde ich mit hinausziehen und kämpfen, mit Gott für... Acht Wochen darauf starb Vater. Proletarierkrankheit und Hunger hatten ihn gefällt. Es hob ein zermürbender Kampf an um's liebe Brot. Was taten wir nicht alles, um leben zu können! Um ein Leben, das nicht lebenswert war.

In dieser Zeit kämpfte ich mit Gott, aber nicht, wie ich einst träumte, fürs Vaterland, sondern nur mit ihm, vor dem ich bis dahin immer grenzenlose Ehrfurcht und Scheu gehabt hatte. Ich habe ihn damals gefragt nach allem, was uns bedrückte. Er schweig! Härtere Leiden kamen. Dringender wurde mein Gebet — er aber schweig weiter!

Da starb in mir etwas. Langsam, unerbittlich. Zudte nur noch dann und wann, am schließlich tot im Herzen liegen zu bleiben. Kälte strahlte aus. In meinen Herzenshöhlen zog grimmiger Frost ein. Kampffahre kamen dann. Mit viel Sorge, Entbehrung und Enttäufung — aber auch mit neuemender Hoffnung. Allgemach wurde das Licht stärker als der Schatten. Mit dem Ringen um ein besseres Leben stellten sich bei mir andere Kümernisse ein. Führer sein zu müssen von Menschen, die selbst noch Kinder sind und denen sich Gott aus irgendeinem Grunde nicht gnädig zeigte, war mir eine schwere Bürde. Und ringsherum nur Schicksalsgenossen, die selbst unter der eigenen Sorgenlast senkten und müde geworden waren im Ringen mit den Widerwärtigkeiten des Alltags.

Alltag? Ja, a n s e r Alltag! Heute, morgen, übermorgen — immerdar! Ab und zu eine Lichtdurchflutete Stunde, ein Sonntag des Herzens. Wir haben keinen Gott, zu dem wir beten, keinen himmlischen Erlöser, der sich unserer Leiden erbarmt. Wir sind hart geworden, ungläubig, gottlos.

Und dennoch! Gingst du schon einmal durch Frühjahrsland und sahst braune, duftende Ackertrümme, knospende Bäume und groß dahmollende Ströme? Bogst du einmal schon an hügeligen Sommerlagen in hohem Gras, verpürstest den schweren Duft der Pflanzen und Wärme und sahst das Getier über und neben dir? Sieh dein Fuß schon einmal auf weitem Feld in weißem Schnee unter hohem, sternbesäten Himmel Spuren zurück? Hörtest du Nachtigallen jagen, sahst den Raubvogel hoch droben kreisen, lauschtest dem Rauschen eines Baches? Gestalt dir ein einziges Mal ein schillernder Falter, eine schlichte Blüte, ein unscheinbares Getier? — Sage ja und ich will dir sagen, daß du nicht gottlos bist! Du trägst im Herzen deinen ungenügenden Gott, den dir kein Priester, kein Gebetbuch, kein Glaubensartikel, keine Kathedrale vergällt.

Nenn es, wie du es willst. Ich habe keinen Namen dafür. Ich weiß nur, daß auch ich weid werden kann, obgleich sonst mein Herz in Glaubenssagen kühl ist. Verlorene Stunden, in denen man aus dem lieben Gott sprach wie von unserm regierenden Herrn. In denen wir beten sollten, um Verzeihung zu erlangen für Sünden, die wir begangen, weil wir Ebenbild dessen sind, der uns allein vergeben können sollte. Der uns in all seiner Allmacht nicht vom Pfahl der Sünde fernzuhalten vermochte! —

Vor meinen schlafenden Kindern sehe ich wieder und sehe beide lächeln. — Du schlägst die Augen auf, kleine Sijlotte, und siehst mich an. Dein Traum irrlichtert noch auf deinem Gesichtchen. Langsam, langsam nur lechzt du in die Wirklichkeit zurück. Du lächelst mich an. Deine Armechen strecken sich mir entgegen. Und wenn ich dich anblinde, kommt mir die Gewißheit: Ihr werdet es besser haben — trotz alledem!

Ob dieser Gewißheit wird es mir warm ums Herz. In meiner Brust klingen fröhliche Stimmen. Der Reiz in knirschenden Holzklängen schrammt mir durch die Seele. Der Frühling ist angebrochen. Die Maiensonne leuchtet. Und von der Straße her klingen traurige Lieder. Lange Reihen Menschen ziehen stehend und lachend vorüber. Die Feiern des Volkstages der Arbeit, den 1. Mai. Sonnt, meine Kinderchen, komme, Frau, eilt, laßt uns anstehen an unsere Schicksalsgenossen, an die Ertringer einer besseren Zeit — denn wir gehen zu ihnen — wir wollen dabei sein beim Ausbruch des Völkerrückgangs. Wir müssen unsere eigenen Erlöser sein!

Ergebnisse der Verbandstätigkeit

Bezirk Breslau. Die Kampfer und Japharwerke sowie die Beschäftigten in Breslau erreichten eine Beschäftigung in der Spitze von 85. Für Beschäftigte beträgt der Spitzenlohn nunmehr 8,3, für Kampfer und Japharwerke 1,1. Beide Abkommen laufen bis 31. März 1930.

Eisenhütten Niederschlesien. Das Eisenhüttenabkommen wurde bis 31. September 1929 verlängert. Vom 1. Oktober an werden die Löhne in der Spitze um 4,3 erhöht. Arbeitererlöshöhe ebenfalls 4,3 als feste Zulage. Die Beschäftigten erhöhen sich um 1 bis 2,3. Die übrigen Bestimmungen bleiben bestehen. Das Abkommen läuft bis 31. Dezember 1930.

Bezirkschlesische Metallindustrie. Vereinbarung wurde am 1. April eine Erhöhung der Löhne um über 20% um 2,3 und unter 20% um 2,3, ab 1. Oktober 1929 für die Lohngruppe ein weiterer Sprung. Daraus ergibt sich für die Lohngruppenabgabe ab 1. April ein Spitzenlohn von 6,3, ab 1. Oktober 6,3, für die ausgeschlossenen Beschäftigten 7,3 und 7,4. Außerdem ein Zusatzabkommen für Beschäftigte von 1,3 und 2,3 ebenfalls 1,3. Das Abkommen läuft bis 31. Dezember 1930.

Bezirk Halle. In der Metallindustrie in Bitterfeld wurde eine Lohnhöhung von 4,3 erreicht, so daß der Spitzenlohn für Handwerker 8,3, für Angelernte 7,3, für Hilfsarbeiter 7,3 beträgt. Sineu kommen Wertigkeitszulagen bis zu 12,3 die Stunde. Die Zulage für Arbeiterinnen beträgt 8,3, der Spitzenlohn 8,3. Sangerhausen. Durch Vereinbarung wurde eine Lohn-erhöhung von 4 bis 5,3 im Durchschnitt erreicht. Der Spitzenlohn beträgt 8,3. Sineu kommt eine Wertigkeitszulage bis zu 11,3. Für Former und Gießereiarbeiter wurden die besonderen Zulagen um 1 bis 1,3 erhöht, so daß sie 7 und 8,3 die Stunde betragen. Laufdauer des Abkommens bis 1. März 1930.

Bezirk Hamburg. Der Lohn für Klempner in Hamburg wurde in der Spitze um 8,3 erhöht; er beträgt 1,22 M die Stunde für über 23 Jahre alte Arbeiter und 1,11 M für unter 23 Jahre alte, im ersten Jahr nach der Lehrzeit 95%. Am 1. Oktober 1929 tritt eine weitere Erhöhung um 2,3 die Stunde ein. Das Abkommen gilt bis 31. März 1930.

Der Mindestlohn für Handwerker in der Hansaischen Ver- tehrsgeellschaft Hamburg-Wilhelmsburg wurde von 53 auf 60 M die Woche erhöht.

Bei der Bewegung auf den Flußschiffswerften in Ham- burg ist eine sofortige Lohnhöhung von 10,3 und eine weitere ab 1. Januar um 6,3 festgesetzt worden. Der Lohn beträgt bis 31. Dezember 1929 1,30 M, dann 1,35 M die Stunde.

Lüneburg. Im Eisenwerk wurden die Löhne der Gelehrten in der mechanischen Werkstatt von 77 auf 78,3, der Angelernten von 68 auf 72,3, der Angelernten von 63 auf 67,3, in der Gießerei wurden die Löhne der Gelehrten von 82 auf 86,3, der Angelernten von 78 auf 80,3, der Angelernten von 70 auf 74,3 erhöht. Das bisherige Alter für die höchste Lohnklasse wurde von 24 auf 28 Jahre herabgesetzt. Alle Afforde wurden um 2,3 erhöht. Das Abkommen gilt bis 30. Juni 1930.

Bremen. In den Landbetrieben der Metallindustrie ist der Lohn in der Spitze um 5,3 auf 8,3 erhöht worden. Er ist aus- gleich Affordbasis für die Affordarbeiter und ihre Verdienste er- höhen sich dadurch um rund 7,3 die Stunde.

Stade. Für die Metallbetriebe wurde der Spitzenlohn für die Gelehrten von 89 auf 95,3, für Angelernte von 82 auf 88,3, für Angelernte von 78 auf 82,3, für Frauen von 60 auf 68,3 erhöht. Das Abkommen gilt bis 30. Juni 1930.

Durch Entscheidung des Zentralausschusses für die Him- melindustrie wurde der Lohn für die Handwerker um 7,3 erhöht; er beträgt damit 1,26 bis 1,29 M die Stunde. Die Lohnregelung gilt bis 28. Februar 1930. Es erfolgt dann eine weitere Erhöhung um 2,3, die bis 28. September 1930 Geltung haben soll.

Für die Straßenbahnen wurden vom 1. April an fol- gende Lohnregelungen vereinbart: In Mitteldeutschland 5,3, in Ostra 6,3 und in Plauen i. V. 7,3. Das Abkommen läuft bis 31. Januar 1931. Der Spitzenlohn für Facharbeiter in der Werk- statt steht damit auf 80,3.

Berichtigung. Das in Nr. 18 veröffentlichte Lohnabkommen mit der Bergbau AG. Lothringen, Abteilung Gaszer Werke, gilt nicht vom 31. Januar 1929, sondern vom 1. März 1929 an.

Die Betriebsrätemahlen in Nordwest

Die Betriebsrätemahlen in der rheinisch-westfälischen Eisen- und Stahlindustrie sind zum größten Teil abgeschlossen. Sie waren in diesem Jahre besonderen Verlaufnahmen unterworfen. Die zurückliegende Aussperrung im November 1928 und der Abschluß der Gesamtbewegung wurde von den Gegnern reichlich gegen den Deutschen Metallarbeiter-Verband herangezogen. Es ist zweifellos eine Tragödie für die gesamte deutsche Arbeiterklasse, daß bei dem strengen Zusammenschluß der Unternehmerklasse die Arbeiterklasse immer noch in Richtungen gespalten ist, deren Zahl noch wächst. Die Arbeiterklasse hätte alle Ursache, dem Vorgehen der Unter- nehmer nachzugehen. Und wenn in diesem Jahre neben dem Stahl- heim die kommunistische Partei mit den Unorganisierten besondere Listen aufstellten, so zeigt dies den wahren Charakter der Kommu- nisten.

Im Bezirk des DRR, Bezirksleitung Essen, zu der Bochum, Dortmund, Dortmund, Düsseldorf, Essen, Gelsenkirchen, Gumboldt, Hamm, Hattingen, Herne, Hörde, Mülheim, Oberhausen und Witten zählen, wurden in 303 Betrieben in den Betriebsrat gewählt:

Jahr	Arbeiter- räte	DRR	Zusatz- räte Ge- werkschaft	Wähler	Gen.-Ver- ständl. DRR	DRR	Gen.-Ver- ständl. DRR	Gen.-Ver- ständl. DRR
1928	1823	1333	84	296	49	—	62	—
1929	1918	1344	74	324	52	44	80	—

Ein Teil der Betriebe in diesen Orten hat noch nicht gewählt, so daß nur ein Teilergebnis bekanntgegeben werden kann.

Die Bourgeoisie ährt vor den zugeordneten roten Betriebs- räten! So konnte man während der Wahlperiode spaltenlang in der kommunistischen Presse lesen. Die Bourgeoisie ährt nicht, wenn die DRR trotz wäpiger Agitation im rheinisch-westfälischen Industrie- bezirk vom 1918 Mandaten 44 Mandate erobert; aber die Bourgeoisie freut sich, einen Selbstverleugner gefunden zu haben, der dem DRR und den übrigen freien Gewerkschaften enorme Schwierigkeiten macht.

Die Tatsache jedoch, daß der DRR nicht nur seinen Beststand geachtet, sondern noch 11 Mandate gewonnen hat, zeugt von einem unerschütterlichen Vertrauen der Hüttenarbeiter zum DRR, zeugt weiter davon, daß die übergroße Mehrheit der gesamten Arbeiter- schaft den irrtümlichen Parolen der Gewerkschaftspalter, also der Kommunisten, ebenjowenig Folge leistet wie bei der Aussperrung mit der Wahl von Kampferwerken. Der DRR zählt nach Abschluß dieser Wahlen 71 bis aller Betriebsräte zu seinen Mitgliedern.

Diese wenigen Zeilen zeichnen das Bild der gewerkschaftlichen Entscheidung in der rheinisch-westfälischen Eisen- und Stahlindustrie, zeigen aber auch die Nachwirkungen der Arbeiterzersplitterung und Gewerkschaftspalter. Sie werden bestimmt manchen Kollegen zum Nachdenken anregen und zu kräftigerer Mitarbeit für die weitere Stärkung des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes antreiben.

Vorsicht bei Arbeitsaufnahme für die Schweiz!

Basler Verwaltungsstelle in Romberg schreibt:

Es gehen an häufig Anfragen von Kollegen zu, ihnen Arbeits- gelegheiten in der Schweiz zu vermitteln. Dann werden von ver- schiedenen deutschen Arbeitnehmern Leute für die Schweiz gesucht, die dann an den Arbeitsnachweis in Romberg verwiesen werden, der Auskunft geben soll über die Schweizerischen Firmen und Ver- hältnisse. Dieser Arbeitsnachweis aber gibt an dritte Personen keinerlei Auskunft.

In dieser Sache möchten wir aus unserer Erfahrung heraus folgenden Ratschlag geben: Es werden für die Schweiz meist junge Leute be- langt, Berufswahl nur, wenn sie vielseitige Spezialisten sind, andere aber die Einwanderungsbüro nicht bekommen. Meistens müssen die jungen Leute, zumal wenn die Fabrik an der Grenze liegt, auf bezahlte Gebiete Wohnung nehmen, erhalten also auch keinen Paß, sondern nur die Erlaubnis für den kleinen Grenzverkehr. Ihr Lohn ist in der Regel niedriger als der für einheimische Schweizerische Ar- beiter gleichen Alters. Entsprechen die deutschen Kollegen nicht ganz den besonderen Anforderungen, wird ihnen einfach die Einreise-

Mitteilungen des Vorstandes

Telegraphadresse: Metallvorstand Stuttgart
Telephon-Nummern S.-W. 62441, 62442, 62448

Mit Sonntag, dem 28. April in der 18. Wochenbeilage
für die Zeit vom 28. April bis 4. Mai 1929 rälta.

Häufig werden Anfragen einzelner Mitglieder an den Vorstand gerichtet über Angelegenheiten, die ihre Entscheidung leicht durch die zuständige Ortsverwaltung und den Vorstand in diesen Zu- schriften ein Ausweis über die Mitgliedschaft nicht bezeugt; der unbedingt erforderlich ist, wenn zur eine Verantwortung zurechnen- werden die Mitglieder sollten sich stets zunächst an die Ortsverwaltung wenden.

Ausgeschlossen wird nach § 22 des Statuts:
Aus: Antrag der Verwaltungsstelle Trier:
Der Schlosser Hugo Fleisch, geb. am 24. Februar 1884 zu
Stelkade, Mitgliedsbuch Nr. 6.299.868, wegen Nichtabrechnen mit
Beitragsmarken.
Stuttgart, Hölzstraße 16. Der Vorstandsmitglied.

Zur Beachtung! • Zugang ist fernzuhalten:

von Carosierarbeitern aller Branchen nach Basel St.;
von Drechern und Gießern nach Graz (Anderer Maschinenfabrik
A. G.) D.;
L = Lohnbewegung; D = Differenzen; v. St. = Streit in Sicht;
St = Streit; M = Maßregelung; Wt = Wiltstand; A = Aussperrung.
Anträge auf Verhängung von Sperren müssen von den Orts-
verwaltungen über die Bezirksleitungen an den Vorstand eingereicht
werden und ausreichend begründet sein.

Verbandsanzeigen

Friedland i. M. Monatsversammlungen finden statt Freitags
nach dem Monatsersten abends 8 Uhr. Verbandslokal: W. Wienholz,
Anklamerstraße. Die Ortsverwaltung.

erlaubnis entzogen — und sie stehen außerhalb Gelbens. Ebenso
geht es, wenn die Arbeit dünn wird.

Jeder Kollege, der für die Schweiß Arbeit antritt, muß dar-
auf bestehen, daß ihm die Einreiseerlaubnis unter allen Umständen
erteilt wird, jedenfalls aber sich diese Erlaubnis von der leute-
schenden Firma verbürgen lassen. Weiter muß sich jeder Kollege
beim Schweizerischen Metallarbeiter-Verband nach den Lohn- und
Arbeitsbedingungen vorher erkundigen, damit er nicht als Lohn-
brüder angesehen und von den einheimischen Kollegen dem-
entsprechend behandelt wird. Obndem eine Stellung in der Schweiz
annehmen, heißt sich selbstverschuldet Gefahr aussetzen.

An die Frühlingsdichter. Die Dichtung von Frühlingsgedichten
übertrifft in diesem Jahre alles bisher dagewesene. Nur die wenig-
sten sind druckreif. Da die meisten Dichter Mühsal beizulegen ver-
gessen, kann Niedersendung und Veranlassung nicht erfolgen. Darum
geben wir auf diesem Wege ein wenig Kenntnis vom Schicksal
der Kinder ihrer Muse. Die Schriftleitung ist schuldlos. Hoffentlich
ist der Frühling mit seiner Aufre- ung zum Dichten bald vorüber
und uns blühen ruhigere Zeiten. Schriftleitung.

Schriftenschau

Schriften des Berufsständlichen Ausschusses bei der Hauptstelle
der Reichsanstalt für Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenverfiche-
rung, herausgegeben unter Mitwirkung des Deutschen Ausschusses
für Technisches Schulwesen. Verlag von Reimar Hobbing, Berlin
SW 61. Drei neue Hefte kamen zur Ausgabe:

Heft 15: Der Dreher und Werkzeugmacher. Von Redakteur
Paul Gaele. Preis 1,70 M.

Heft 17: Der Gürtler. Von W. Schwitzer. Der Drucker.
Von D. Schuch. Preis 0,80 M.

Heft 22: Der Schlosser. Grund- und Sonderberufe. Von Ver-
waltungsdirektor Gerhard Kaiser. Preis 1,40 M.

Die „Schriften des Berufsständlichen Ausschusses“ haben die Auf-
gabe, den berufssuchenden Jugendlichen, seine Eltern und Erzieher
in die Berufe sachkundig einzuführen. Den Beratungsstellen und
Lehrern werden die Schriften für die Berufsberatung wertvolles
Material stellen, auch für den berufsschulischen Unterricht werden sie
manche Anregung bieten. In allgemeinverständlicher Sprache, nach
Möglichkeit durch Bilder veranschaulicht, werden das Wesen des Beru-
fs, die Berufsanforderungen, der Ausbildungsgang, die wirtschaft-
lichen und sozialen Verhältnisse, die Aufstiegsmöglichkeiten, Berufs-
aussichten usw. dargestellt. Anhangsweise ist ein Literaturverzeichnis
als Begleiter zur weiteren Unternehmung beigegeben. Die Ver-
stellungen stammen aus der Feder erster Sachkenner; sie sind ein-
gehenden Besprechungen mit Berufsangehörigen aus Arbeiter- und
Unternehmerkreisen unterzogen und geben daher Gewähr für Objektivität
und Verlässlichkeit. Ein verfehlter Beruf ist ein verfehltes
Leben. Bevor man sich für einen Beruf entscheidet, soll man sich über
den notwendigen Ausbildungsgang und die Berufsaussichten klar
sein. Auch Berufsneigung und Berufseignung fallen nicht immer
zusammen; auch diese Frage bedarf eingehender Erwägung. Diese
Schriften bieten das Material dazu. Weitere Schriften befinden sich
in Vorbereitung.

Halbjahresbuch der Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenverfiche-
rung. Herausgegeben von Oberregierungsrat Dr. F. Berndt,
stellvertretender Vorsitzender des Arbeitsamts, Ministerialrat Dr. A.
Lehfeldt (Reichsarbeitsministerium) und Ministerialdirektor
Dr. O. Weigert (Reichsarbeitsministerium). 1. Band. Jahrgang
1928 = 1. Hälfte, 351 Seiten. Gr. Oktav. In Ganzleinenband 1,80 M.
Verlag von Reimar Hobbing in Berlin SW 61. Jeder Band des
Halbjahresbuches soll Schrifttum, Bescheide und Spruchentscheidungen
eines Kalenderhalbjahres in sich vereinen. Der erste Band, der
eines vorliegt, erfährt einen etwas größeren Beitrag. In der An-
ordnung des Stoffes folgt das Halbjahresbuch den einzelnen Para-
graphen des Gesetzes, wobei die Ausführendenvorschriften mit
behandelt sind. Das Schrifttum ist jedesmal an die Spitze gestellt,
dann folgen die Bescheide und Anordnungen und am Schluß die
die Rechtsprechung, jede Gruppe in sich nach dem Datum geordnet.
Der „Halbjahresband“ stellt für alle Stellen, die in der Praxis mit
dem Gesetz über Arbeitsvermittlung und Arbeitslosenverficherung zu
tun haben, ein wertvolles und unentbehrliches Hilfsmittel dar.

Die blutige Internationale der Rüstungsindustrie. Otto Sch-
mann-Ausgabe zeigt die internationale Verflechtung der Rüstungs-
industrie vor, während und nach dem Weltkrieg. Die Rüstungsinter-
nationale ist die widerspruchsvollste und kräftevollste Verbindung
des Kapitalismus, deren Zusammenhänge der Arbeiter kennen
sollte. Preis 1,10 M. Fackelreiter-Verlag, Hamburg-Bergedorf.

Wenn die Arbeiter nur wüssten...

Von Eugen Victor Debs †

Die einfachen Soldaten werden in allen Nationen aus den unteren Klassen der Bevölkerung genommen, und gäbe es keinen Krieg, so würden sie zu dem friedlichen Zwecke gebraucht werden, Reichtum für die oberen Klassen zu erzeugen. Sie haben auf die Erklärung von Kriegen, Ausarbeitung von Schlachtplänen nicht mehr Einfluß, als wenn sie eine Herde Vieh wären.

Sie tun nur eines: Befehle ausführen. Kommt der Befehl, in den Krieg zu marschieren, so marschieren sie. Sie sind vollkommen ausgebildet in der edlen Kunst, zu töten. Die armen, unterwürfigen Kerle denken nicht, und alles, was sie wissen, alles, was man von ihnen erwartet, ist blind den gegebenen Befehlen zu folgen. Aber für diese einfachen, der arbeitenden Klasse entstammenden Soldaten würde es keine Armeen, würde es keinen Krieg mehr geben, wenn nur diese einfachen Soldaten wüssten, wozu sie gebraucht werden, wofür sie kämpfen, bluten und sterben.

Aber sie wissen es nicht, sonst wären sie ja keine Soldaten. Ihr armer Verstand reicht gerade dazu aus, sie zu Knechten ihrer Vorgesetzten zu machen und ihre Knechtschaft für Vaterlandsliebe zu halten.

In dem schrecklichen Kriege, der Europa verwüstete, mordeten die einfachen Soldaten sich gegenseitig mit einer Grausamkeit, die den Wilden und Raubtieren unbekannt ist.

Tausende wurden erschossen, erstochen, zerquetscht, zerstückelt, zerrissen, verstümmelt, aber was macht das? Es waren ja nur einfache Soldaten und die sind dazu da.

Und warum auch nicht? Wenn die Soldaten der einen Nation nicht mehr die Soldaten der anderen Nation hassen und töten sollen, wozu sollte es dann überhaupt noch Soldaten geben?

Die Soldaten, die einander mit so teuflischer Wüthheit schlachteten auf hundert Schlachtfeldern in Europa, hatten sich vorher niemals gesehen und doch fielen sie übereinander her mit so leidenschaftlicher Wut, daß sie zu Ungeheuern wurden, schlimmer als die Tiere.

Ja, wenn diese Soldaten nur wüssten, daß sie nur Werkzeuge sind in der Hand ihrer gefühllosen hohen Herren, daß ihr Kämpfen, ihr Töten, ihr Sterben nur dazu dient, ihre eigene Knechtschaft und Erniedrigung zu verlängern.

„Das Land ohne Kinder“

Die deutschen Millionäre sterben aus!

Diese furchtbare Nachricht befaßte uns derart, daß wir die Notiz nicht gleich lesen konnten, sondern die Blicke über andere Überschriften schweifen ließen, und siehe da — ein Unglück kommt selten allein: Nicht nur sterben die deutschen Millionäre, das soll schließlich den gewöhnlichsten Proleten passieren, Deutschland ist überdies auch noch „das Land ohne Kinder“, das heißt: Deutschland stirbt aus.

In der ersten Notiz wird dem Reparationsagenten gleich zu Anfang gesagt, daß er sich in der Beurteilung der wirtschaftlichen Lage Deutschlands arg versehen hat, da sogar die Millionäre aussterben. Wir wissen nicht recht, warum es einem Lande ohne Millionäre nun gerade schlecht gehen soll; wir können uns ganz gut das Gegenteil denken, aber das ist schließlich Ansichtssache. Die Behauptung vom Aussterben dieser seltenen Menschensorte wird aber schon anrüchig, wenn man weiter liest, daß sie gewonnen wurde aus einer amtlichen Übersicht über die Vermögenssteuer. Der Steuerbetrag zu gehört heute zum guten Ton der oberen Zehntausender. Es kann ohne weiteres zugegeben werden, daß die Anhäufung großer Vermögen in einzelnen Händen zurückgegangen ist, aber die amtliche Übersicht schwindelt, weil sie sich auf der Selbstbeurteilung der Vermögensbesitzer aufbaut. Erster als das angebliche Sterben der Millionäre ist der Hinweis, daß der Wert des deutschen Gesamtvermögens seit 1913 stark zurückgegangen ist. Selbst wenn man optimistisch glaubt, daß Ruhmredigkeit den Vorkriegswert des deutschen Gesamtvermögens mit 167 Milliarden zu hoch und schlecht gespielt Wehleidigkeit es heute mit 97,5 Milliarden zu niedrig angibt, so klafft doch ein so großer Unterschied, daß der Verlust nicht ernst genug genommen werden kann. Suchen wir einen Trost in der „Tatsache“, daß wir immerhin noch 2335 deutsche Millionäre zu ernähren haben, von denen 33 mehr als 10 Millionen besitzen (von dem Rest sind mehr als die Hälfte Großgrundbesitzer — daher die „Not der Landwirtschaft“).

Vorläufig lebten die deutschen Millionäre trotz des Damoklesschwertes der amtlichen Übersicht lustig in den Tag hinein. So berichtete ein berliner Wochenblatt über ein Fest „Spiel der Wollen“, das ein Großindustrieller seinen Freunden gab. Wir wollen unsere Kollegen nicht langweilen mit dem, was das Blatt über dies Fest, zu dem die Gäste im Strand-Lusthaus kommen mußten — zwei Säle waren zu einem Wasserbassin ausgebaut — zu berichten mußte. Zweifellos ist der Herr Generaldirektor einer der eifrigsten Käufer im Streit gegen die Überkonsumtion der Arbeiter. Unter 100 000 M. war der Abend nicht zu haben. Wieviel Tränen hätten mit diesem verschwendeten Geld getrocknet werden können?

Wir sagten schon, daß unsere bürgerliche Zeitung in einer anderen Notiz „Deutschland, das Land ohne Kinder“ nennt. Weshalb? Nun, das preussische Ministerium für Volkswohlfahrt, das an „würdige“ Eltern für das 12. (höchste) Kind — eine Porzellanaffäre verschenkt, gibt bekannt, daß der Geburtenüberschuß vor dem Kriege 12 bis 14 je tausend Einwohner betrug, 1927 dagegen nur noch 6,4. Aber der fromme Paternus-Artistler geht noch weiter. Der Bevölkerungsstatistiker des Statistischen Reichsamts, Dr. Friedrich Burgdörfer, ist mit „neuartigen verfeinerten Untersuchungsmethoden“ dieser Lebensfrage des deutschen Volkes auf den Leib gerückt und hat dabei sogar entdeckt, „daß die Sterbeziffer nicht, wie nach der rohen Berechnung ergibt, 12 vZ, sondern 17,4 vZ beträgt, während andererseits die Geburtenziffer bei der „Bereinigung“ von 18,3 auf 15,9 vZ zusammenschumpft. Daraus ergibt sich (statt des Geburtenüberschusses von 6,4 vZ) ein Defizit von 1,5 auf das Tausend der Bevölkerung.“ Hoffentlich „verfeinert“ der Mann seine „Methoden“ nicht noch mehr, sonst käme er uns noch vor, daß wir gar nicht mehr da sind. In der uns vorliegenden Zeitung kommt Burgdörfer auch zu folgenden Forderungen: „In den Mittelpunkt stellt der Verfasser die Forderung nach einer zielbewußten Familienpolitik zum Ausgleich der wirtschaftlichen Vorbelastung der kinderreichen Familien, ferner die Siedlungs- und eine... repatrierte Familienpolitik.“ Das wird von einer Zeitung freudig gelacht, die drei Tage vorher über — Deutschland als Kataklysmenland — gelauscht und besorgt fragt: „Wo soll das noch hinaus?“ In der „Denkschrift“ des berühmten Sanftmannes, der der

Sozialpolitik den Hals abdreht, die ganze erste Seite widmet, die jeden Lohnkampf als wirtschaftsverderblich verdammt, die führend war im Kampf gegen die Ermäßigung der Lohnsteuer, die mit einem Wort das Sinnbild des bürgerlichen Deutschlands ist. Die Herrschaften werfen Hunderttausende für blöden Sinnenfimmel hinaus, sie hüten sich jedoch vor dem Kinderlegen.

Welches Los aber erwartet das Proletariat? Die Leute, die über Geburtenrückgang Wälzer reden und sich Blutblasen an die Finger schreiben — sie sollen sich doch einmal in Arbeiterfamilien umsehen. In den weitaus meisten Arbeiterfamilien herrscht ewige Not — dank der Lohn- und Preispolitik der Unternehmer — und in vielen Familien ist das Elend so groß, daß man es in kurzen Worten nicht schildern kann. Die uneheliche Mutter ist noch heute für die „Gesellschaft“ ein Schandfleck. Den Schutz, den der werdenden Mutter das Gesetz gibt, hat ihr das Gericht abgesprochen, weil sie selbst schuld an ihrem Zustand sei. Das ist die wirkliche Bevölkerungspolitik. Der Unternehmer wirft einen Arbeiter oder Angestellten, der wegen Familienzwanges um eine Zulage bittet, auf die Straße. Und wenn die Kinder da sind, müssen sie hungern, soweit sie nicht vorher wegen Mangel an Pflege sterben, da ja die Mutter in vielen Fällen mitverdienen muß. Aber auch das Proletariat muß mitverdienen.

Der berliner Magistrat hat kürzlich eine Erhebung über die Berufsarbeit von Kindern durchgeführt. Sie beweist, daß die „nationalen Bevölkerungspolitiker“ nicht den geringsten Respekt vor den geschlichen Schutzvorschriften haben. Von den 7995 gewerblich tätigen Schulkindern in Berlin waren entgegen den Bestimmungen des Kinderschutzgesetzes 394 Kinder vor Schulanfang, 693 Kinder über 4 Stunden täglich, 119 über 6 Stunden täglich und 1153 Kinder mit Sonntagsarbeit beschäftigt. Alle gewerblich tätigen Kinder wurden ärztlich untersucht. Es wurden bei 1347 Kindern nachteilige Folgen der Arbeit festgestellt. Und um ihnen ein solches Los zu bereiten, soll der Proletariat Kinder in die Welt setzen?

Wißt der Arbeiter das vorausichtige Schicksal der Nachkommen an seinem eigenen, dann wird er noch weniger gewillt sein, die Schmerzen der Bevölkerungspolitik zu stillen. Wir haben nichts gegen diese braven Mitbürger, wir gönnen ihnen jede Freude — am eigenen Kind. Geht doch dem Proletariat mit (gutem) Beispiel voran, vielleicht folgt er euch, wie er von euch den Segen der Einschränkung des Kindersegers lernte. Infolge der Not im Arbeiterhaushalt ist die Lebenskraft des dritten oder vierten Kindes geringer und viele sterben, ehe sie wissen, daß sie leben.

Jeder Zeileneifer predigt uns Einschränkung des Konsums. Glaubt man, daß mehr Kinder weniger verbrauchen? Wir haben kein Interesse daran, daß unsere Kraft ausstirbt, aber Balkast hindert uns. Wer spricht von Kinderlegen? Aus dem Segen machte der Kapitalismus einen Fluch für die Arbeiter. Wäre Kinderlegen ein Segen, dann hätte der Kapitalismus es schon längst für sich monopolisiert. Daß gerade der Proletariat Kinder in die Welt setzen soll, ist ein Beweis, daß sie eine Belastung sind. Deshalb laßt es sinnig angehen, wenn ihr einmal in Form kommt, Kollegen. Bern von den Kapitalisten. Mögen sie eheliche Kinder in die Welt setzen, und wenn: die Millionäre (durch Erbteilung) aussterben! (Aus dem „Deutschen Verkehrsband“.)

Die internationale Teuerung

Schöne Reden und gewundene Erklärungen täuschen nicht darüber hinweg, daß die Preise in der Nachkriegszeit auf den Weltmärkten unmäßig gestiegen sind. Der Krieg hat in Europa einen starken Warenmangel hinterlassen, so daß die Preise steigen mußten. Allmählich aber macht sich das Überangebot wieder bemerkbar, es wird mehr angeboten, als gekauft wird. Die Folge davon müßte eine allgemeine Preislenkung sein, denn das Nachangebot von Gütern übt einen starken Druck auf die Preisbildung aus. Davon aber ist sehr wenig zu merken, für eine ganze Reihe wichtiger Warengruppen steigen die Preise unausgesetzt weiter. Wir können diese steigende Preisbewegung nicht etwa nur in Deutschland feststellen, sondern auch in denjenigen Ländern, die nicht unter den Folgen des Krieges zu leiden haben und in denen das Warenüberangebot zu starken

Krisen geführt hat, zum Beispiel in den Vereinigten Staaten. Der Kampf der Kapitalisten gegeneinander artete zu einem Vernichtungskampf aus, bei dem der Deutliche als Sieger hervorgeht. Das Statistische Reichsamts hat kürzlich über die Preisbewegung auf den internationalen Warenmärkten eine Aufstellung veröffentlicht. Dieser Berechnung sind die Großhandelsindizes aus den verschiedensten Ländern zugrunde gelegt. Danach nahm die Preisbewegung im Jahresdurchschnitt folgenden Verlauf:

	1913	1926	1927	1928
Deutschland	100	134	138	140
Estland	100	114	114	121
Niederlande	100	145	148	149
Polen	100	105	119	120
Vereinigte Staaten	100	140	139	144
Ungarn	100	124	129	136

Die Tendenz ist steigend. Die Preisbewegung der Vorkriegszeit ist erheblich überschritten, wobei allerdings nicht übersehen werden darf, daß bei der Berechnung in den Ländern verschiedene Arten angewandt wurden. In Deutschland stieg die Großhandelsindexziffer seit 1926 um 6 vZ, in Estland um 7, in den Niederlanden um 4, in Polen um 15, in den Vereinigten Staaten um 4 und in Ungarn um 3 vZ. Diese Entwicklung ist ungesund und gefährlich, dies kommt in der Verschärfung der handelspolitischen Gegensätze zum Ausdruck. Eine neue Ausflutung der an sich schon viel zu hohen Zollmauern ist die Folge davon. Die Bismarck beweisen noch das Unrecht der deutschen Unternehmer, die die hohen Preise auf Löhne und Soziallasten schieben möchten.

In umgekehrter Richtung verläuft die Preisbewegung seit 1926 in einer Reihe von anderen Staaten:

	1913	1926	1927	1928
Dänemark	100	163	154	158
Großbritannien	100	149	144	143
Italien	100	654	527	491
Norwegen	100	198	187	181
Kanada	100	156	151	150

Sierbei ist zunächst zu berücksichtigen, daß in einigen Ländern mehrere Statistiken bestehen, die eine andere Preisbewegung ergeben. Das Statistische Reichsamts führt hier englische Statistiken an, der Unterschied ist zwar nicht erheblich, spricht aber deutlich für eine verschiednen hohe Bewertung.

Bei den Waren, die im Arbeiterhaushalt am meisten gebraucht werden, liegen zum Teil Steigerungen von unglaublicher Höhe vor. Dänische Butter wurde an der londoner Börse im Jahresdurchschnitt 1913 mit 248 M für 100 Kilo notiert, im Jahresdurchschnitt 1927 mit 362 M und 1928 mit 376 M. Eshedauer Käse stieg von 148 M für 100 Kilo im Jahre 1913 auf 217 M 1927 und 255 M 1928. Geflügel ist im letzten Jahre nach den londoner Notierungen auch das Hammel- und Rindfleisch, und zwar bei Rindfleisch von 147 M von 1927 auf 160 M im Jahre 1928 und bei Hammelfleisch von 190 M auf 209 M. Weißer Tabak wurde 1913 mit 22 M notiert, 1927 mit 33 M und 1928 mit 27 M. Auch Kaffee ist im Preise gestiegen, trotzdem die Produktion im Jahre 1928 erheblich erhöht wurde. Kaffee ist gegenüber 1927 im Preise gesunken, auch Tee, Pfeffer und Gerste haben nachgelassen. Zurückgegangen sind die Weizen- und Roggenpreise; nach londoner Notierungen sind aber die Preise immer noch um 8 M je 100 Kilo höher als 1913.

Bei einigen wichtigen Industriestoffen fanden die Notierungen im Jahresdurchschnitt für je 100 Kilo auf folgender Grundlage statt (in deutschen Reichsmark):

	1913	1927	1928
Kohle	17,93	24,17	21,00
Eisen	59,40	78,67	66,16
Baumwolle	180,61	177,90	204,36
Seide	86,08	88,78	48,83
Sohlenleder	441,38	725,12	801,68
Flachs	86,72	188,01	196,46
Petroleum	21,96	30,96	27,80

Bei allen Waren liegt gegenüber der Vorkriegszeit eine bedeutende Erhöhung des Preises vor. Wenn im Jahre 1928 für eine Reihe von Waren die Preise etwas gesunken sind, so ist das auf den starken Druck des Überangebots zurückzuführen. Aber auch hier haben die Kapitalisten aller Länder das Erdtrotzliche getan, um den Rückgang der Preise aufzuhalten. Nicht nur, daß die Höhe überall erhöht wurden, sondern man hat auch durch Produktionseinsparungen die Warenverknappung künstlich herbeizuführen versucht. Dazu kommt die preisverweigernde Tätigkeit der Kartelle, die ihre Aufgabe darin erblicken, Preisbindungen aufzustellen. Daß diese der Kaufkraft der breiten Schichten keine Rechnung tragen, sondern lediglich Kruden sind für leistungsunfähige Unternehmen und außerdem den Unternehmern einen anständigen Gewinn sichern, ist hinlänglich bekannt. Baumwolle, Flachs und Leder sind auch im Jahre 1928 erheblich im Preise gestiegen. Beim Flachs kann man von der Preissteigerung den schlechten Ausfall der Ernte und die geringen Ausfuhrmengen Rußlands zugute halten, die Baumwollerte aber ist im Vorjahre über Erwarten günstig ausgefallen. Trotzdem die enorme Erhöhung des Baumwollpreises, die sich in einer Verteuerung der Kleidung fühlbar ausgewirkt hat.

Diese Wirtschaft kann nicht zur Gesundung führen. Krisen, Not und Massenarbeitslosigkeit sind die ständige Begleiterin einer solchen nur auf Profit eingestellten Wirtschaft. Die Leidtragenden sind in allen Ländern die breiten Massen, die Arbeiter, die die Millionenwerte schaffen und mit Bettelstiefeln abgepreßt werden. E. K.

Ein großes internationales Kartell

In diesen Tagen ist in London das neue internationale Nahrungskartell aus der Taufe gehoben worden. Das alte überstaatliche Nahrungskartell umfaßte die Werke von Deutschland, Frankreich, Belgien, Luxemburg, Österreich, Ungarn, Polen und der Tschechoslowakei. Die Bemühungen, das Schicksal zu erweitern, waren von Erfolg gekrönt. Doch erlaublicherweise erklärte nicht nur England, sondern auch Kanada und die Vereinigten Staaten von Nordamerika ihren Beitritt. Außerhalb stehen nur einige unbedeutende Werke in Schweden und Japan. Somit ist die gesamte Produktion in Gas, Wasser und Dampfstrom der ganzen Welt im internationalen Nahrungskartell zusammengefaßt. Die Zentrale befindet sich in London, der Vertrag läuft bis zum 30. März 1935.

Das Kartell enthält die Regelung, daß der freie Weltmarkt unter den Produktionsländern aufgeteilt ist. Ferner bestehen Schutzbestimmungen für den Zulandmarkt eines jeden Landes. Die Produktion ist verteilt. Die Überschreitung des jedem der Vertragspartner zugeteilten Produktionsanteils wird mit Strafzahlungen belegt. Durch Umlage sollen Mittel aufgebracht werden, die eine Art Reserve darstellen sollen. Wahrscheinlich will man diese dazu benutzen, etwa entstehende Aufrüstungen niederzukämpfen. Wie das gemacht wird, hat der alte europäische Nahrungskartell bewiesen. Der Verkauf wird von den Verbänden der einzelnen Nationen vorgenommen. Mit Recht betont die nach der londoner Konferenz ausgegebene Verkaufsurkunde, daß der internationale Nahrungskartell den umfassendsten industriellen Zusammenschluß darstellt, den die Welt bisher kennt. Wieder ist ein Produkt aus der freien Preisbildung herausgenommen und einem Monopol ausgeliefert worden. Die Käufer werden bald spüren, was dies zu bedeuten hat.

Besucht die Mitgliederberufungen!

Unser Verband ist eine Demokratie. Jedes Mitglied ist zur Mitentscheidung berufen. Wer sich des Rechtes der Mitentscheidung nicht bedienen will, muß in die Versammlungen kommen. //

Druck und Verlag: Verlagsgesellschaft des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes, Stuttgart, Adlerstraße 10

